
Indische
Sinnpflanzen
und
Blumen.




Indische
Sinnpflanzen
und
Blumen.

Indische

Sinnpflanzen und Blumen

zur Kennzeichnung

des

indischen, vornehmlich tamulischen Geistes.

Von

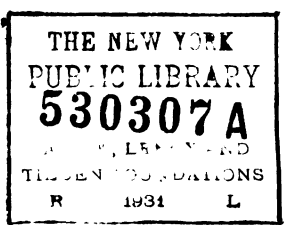
K. Graul,

der Theologie Doctor zu Erlangen.

Erlangen,

Verlag von Andreas Deichert.

1865.



„Wo Balsam weht, wo Meere wallen
Auf Bernstein, Felsen von Korallen;
Wo glutbefruchtet selbst die Höhen
Mit Diamanten schwanger gehen;
Wo Flüsse, gleich vornehmen Bräuten,
Mit Gold in ihren Fluten gleiten;
Würz-Lauben sich mit Sandelhainen
Zum Erdenparadies vereinen.“

(Thomas Moore.)

Den Freunden allerorts.

Zueignung.

Gott hatte seine Pfeil' in mich geschossen,
Im Schmerzenskerker lag ich angeschlossen,
Mein Leben war wie in den Staub gegossen.

So ging der zwölfte Mond verblassend nieder:
Da aus lebend'gem Tod zog Gott mich wieder,
Gleich hob voll Lob mein Geist sein Schwunggefieder.

Nicht Eine Spur des langen dumpfen Rostens!
Voll Schaffensdurst, voll zukunftfrohen Kostens
Schwang er sich in die Zauberwelt des Ostens.

Da schweift' er an Süd=Ganga's *) sonnigen Säumen
In Palmen=Dämmer, Kokos=wonnigen Räumen,
„Sinnpflanzen" brechend, „Blumen" wie im Träumen.

Dort ist von Fluth und Gluth berauscht der Boden,
Von Meer und Himmel weht ambrosischer Broden,
Drum ist so reich ihr Schmelz, würzig ihr Oden.

Mit leichtem Finger faß' ich sie — verstreuen
Möcht' ich den Blüthenstaub nicht — sie zu weihen
Den Freunden allerorts, alten wie neuen;

*) Der Cavery ist der bedeutendste Fluß des Tamulen=landes, und dazu der heiligste — eine Art Ganga für den indischen Süden. Vgl. S. 113.

Ob sie in Urwald, ob in Wüste wallen,
In Banianen- oder Buchenhallen,
Wo Glutsand steigt oder Eisnebel fallen.

Fremd' ist ihr Duft, fremd' ist ihr Farbenschleier;
Doch Schönes wird, trotz fremder Art, bald theuer:
Wer Rosengluth liebt, haßt nicht Lotusfeuer;

Und haucht am feinsten unberührt das Veilchen —
Zart sind auch der Anitscha*) duft'ge Theilchen,
Sie welkt, wenn man dran riecht, nach einem Weilchen.

In die vier Winde streu' ich denn die Blüthen
Aus jenem Land der Wunder und der Mythen,
Wo Wahn und Weisheit um die Wette brüten

*) Siehe S. 56.



Am Heerd des Hauses, unter Waldes Bäumen,
Am Pilgerstab, bei heil'ger Stromfluth Schäumen,
In stiller Zelle, dumpfen Tempelräumen.

Weht, Winde, weht sie nun nach Nord und Süden,
Nach Ost und Westen, und entbietet Frieden
Den Freunden allen, die mir Gott beschieden.

Vorwort.

Die poetische Frucht, die hier geboten wird, ist indisch, der Kern tamulisch, und das innerste Mark dieses Kerns bilden poetische Sinnsprüche aus der classischen Literatur der Tamulen in deutscher Nachbildung.

Das Tamulenland ist auf der sogenannten Coromandelküste Ostindiens zu suchen. Am Bengalischen Meerbusen gelegen, erstreckt es sich nordwärts über Madras hinaus, südwärts bis Cap Comorin. Im Westen wird es von Gebirgen theils begrenzt, theils durchstrichen, daher denn in der Tamulischen Sprache die westliche Richtung einfach mit „oben“, die südliche mit „unten“ bezeichnet wird. Es ist ein meist ebnes Land und zum Theil ein „Garten Gottes“ voll der üppigsten Reisfelder, die, vom Winde be-

wegt, lichtgrüne Wogen werfen — leider kein Tempel Gottes, denn die oft aus herrlichen Kokoshainen himmelan ragenden Pagoden sagen dir, daß du in einem abgöttischen Lande wandelst. Eine sehr, sehr alte Cultur aber herrscht in diesem wunderbaren Lande, und diese geistige Pflanzung wurde allerdings von den Brahmanen begonnen, später aber weniger von den ächten Verehrern der brahmanischen Götter, Brahma, Wischnu und Siva, begossen und gepflegt, als von den Todfeinden der gesammten brahmanischen Cultur, ihrer Götter, ihrer Priester, ihrer heiligen Bücher und Lebensordnungen, — von den Buddhisten nämlich oder Djainas, wie ein milderer Zweig der Buddhisten heißt. Der letzteren Secte gehört, mindestens dem Geiste nach, der tamulische Dichterkönig Tiruvalluver, an, dessen großem Spruchgedicht, dem Kural, wir eine Anzahl „Sinnpflanzen" entnommen und auf unsern heimathlichen Boden verpflanzt haben. Wunderbar, daß die Brahmanen selbst das ganze Gedicht, welches doch das Brahmanenthum, wenn auch mehr schweigend, bekämpft, sich unbedenklich angeeignet haben — freilich unter

fortgehendem Widerspruch der Djaina's, die noch jetzt auch im Tamulenlande hin und wieder wohnen. Es gilt nun eben als die eigentliche Perle der sehr alten und reichen classischen Literatur der Tamulen. Das Zeitalter unsres Dichters ist ungewiß; es ragt in's graue Alterthum hinein. Tiruvalluver lebte sicherlich nicht später als 800 nach, vielleicht aber schon vor Christo. Seines Lebens hat sich die Sage bemächtigt, und allerlei Wunder-, zum Theil auch wunderliche Fäden darum her gesponnen. Er soll einem sehr niedern Geschlechte angehört haben, denn sein Vater, heißt es, war zwar ein Brahmane, seine Mutter aber eine Pariah, und dem Hindu ist jede Mischung der Geschlechter ein Greuel, so daß ein Mischling dieser Art eigentlich noch unter die Pariah zu stehen kommt. Allein — so sagen die Brahminen, die für jede Klemme ein Schlupfloch wissen — der Kern dieser unscheinbaren Hülle war eine theilweise Verkörperung des Gottes Siva selbst, und nun ist, auch nach brahmanischer Anschauung, der Anstoß des niedern Geschlechts gehoben. Schon der „Weise" von Profession ist über alle Kastenordnung

erhaben, geschweige denn ein Gott; die Kastenschranke gilt eben nur für die Masse der „Unweisen". Die Sage macht unsern Dichter zu einem Weber, und in der That gar feine Gewebe hat er gewoben; sagt doch einer unsrer größten Kenner der altindischen Literatur, Prof. Weber in Berlin, bei Anzeige des dritten Theils meiner „Bibliotheca Tamulica", darin ich schon im J. 1856 (Leipzig, Dörffling u. Francke) den ganzen Kural in deutsche Prosa übersetzt und erklärt dem wissenschaftlichen Publikum darbot: „es finden sich hier ungemein schöne Aussprüche, die sich nicht nur dem Besten, was andre Literaturen bieten, zur Seite stellen, sondern sogar in solcher Zahl und Prägnanz wirklich kaum irgendwo sonst gefunden werden." Und wie sinnig-innig ist namentlich der erotische Theil mit seinen „Ehestands-Motto's!" Möchte nur von dem zarten Duft, der diesen tamulischen Sinnpflanzen eignet, bei der Verpflanzung nach Deutschland nicht allzu viel verloren gegangen sein! Die Uebertragung ist sinngetreu, wenn auch wortfrei; selbst das tamulische Versmaß ist bis zu einem gewissen Grade nachgebildet — ein Distichon mit einer längern und einer kürzern Zeile,

mit Anfangs= statt End'=Reimen, und in der Regel auch noch mit Alliterationen in der Mitte. Ich hoffe, es wird mir zugestanden werden, daß diese Form auch im Deutschen des Reizes nicht entbehrt. Hier ein paar Proben zur Orientirung:

A steht **an** der Spitze **a**ller Laute;
Da steht an der Dinge Anhub Gott.

Pöbel muß man **p**ochen Zuckerrohr gleich;
Hebel wird für Weis' ein **h**albes Wort.

Folg' ich, fächelt's **K**ühlung; weich' ich, sengt es.
Solch ein Feuer, sagt, wo fand sie's wohl?

Ein Hauptgedanke bei Uebertragung und Veröffentlichung dieser poetischen Proben des Tamulenlandes war der Rückert'sche: „Welt=Poesie ist Welt=versöhnung!" Warum soll nicht auch endlich die nichtsanscritische Literatur Ostindiens, an deren Spitze — mag man nun Alter, Selbständigkeit, Umfang oder Vollendung in's Auge fassen — unbestritten die tamulische steht, in deutsches Gewand gekleidet, dem deutschen Publikum in weitern Kreisen vor's Auge geführt werden? Dieses wird auch hiebei

sicherlich oft genug Gelegenheit haben zu dem Ausrufe: „Fleisch von meinem Fleisch! Bein von meinem Bein!“ denn der Mensch bleibt sich unter jedem Himmelsstrich wesentlich gleich, und auch dem Tamulenvolke gegenüber behält das alte lateinische Sprüchwort: „Alles, was menschlich ist, geht auch mich an“ seine Geltung. Jener Rückert'sche Gedanke aber läuft bei mir in die Spitze aus: ich möchte mit der Kenntniß des tamulischen Geistes die Liebe zu dem tamulischen Volke wecken und das Interesse der christlichen Welt an der evangelischen Thätigkeit, die unsre lutherische Kirche unter diesem von Hause aus edel angelegten Volke seit Anfang vorigen Jahrhunderts führt, theils erweitern theils vertiefen helfen. Die Arbeit selbst hat manche Stunde eines ungewöhnlich langen und bangen Krankenlagers, als nun nach Gottes gnäd'gem Rathschluß allmählige „Genesung mir mit lauen Lenzesschwingen Brust und Angesicht zu kühlen“ anfing, wesentlich erleichtern helfen. Sie führte mich oft unter die Friedesäuselnden Palmen Ostindiens zurück und ließ überhaupt mannichfache Bilder der Vergangenheit vor

meiner Seele aufsteigen — liebe und trübe: die trüben aber im Verklärungsschein der Erinnerung, der Gewitterwolke gleich, die ausgetobt hat und nun im siebenfarbigen Lichte des Regenbogens strahlt.

Wem diese Proben des Kural Lust machen sollten, dem Ganzen, dem sie entnommen sind, weiter nachzugehen, den muß ich auf das vorerwähnte Buch (S. XII) verweisen, so wie auf ein andres größres Werk über den Kural, das ich so eben dem Druck übergeben habe*). Das letztere ist freilich mehr auf Solche berechnet, die ein entschieden wissenschaftliches Interesse am Tamulenlande und an der tamulischen Sprache und Literatur nehmen, besonders aber auf die christlichen Sendboten unter den Tamulen, die, wenn sie die tamulische Gedankenwelt zu überwinden begehren, diese vor allen Dingen selbst — und zwar in der Ursprache — genau kennen müssen. Doch findet sich in den dazu gehörigen Anmerkungen immerhin manche Ergänzung zu denen in meinem deutschen Kural.

*) Kural of Tiruvalluver: High-tamil text, translation into common tamil and into latin, notes and glossary. Leipzig, F. A. Brockhaus.



Meine meisten Leser werden es mir wohl Dank wissen, daß ich den tamulischen „Sinnpflanzen“ nicht eine bloße Etiquette angehängt habe. Die Verse sind als Sinnsprüche sorgfältigst zugespitzt, und namentlich macht es dem tamulischen Sinnspruchdichter Freude zu forschen, ob es nicht noch etwas Feineres geben möchte, als die Spitze eines Bambus-Blattes. (Vgl. Graul, Reise nach Ostindien Bd. IV, S. 199.) Dazu kommt der durch und durch fremdartige Boden, auf dem sie gewachsen sind: die grundverschiedne Natur und die ganze so tief eigenthümliche Cultur-Entwicklung in Religion und Philosophie, Gesetz und Sitte, Wissenschaft und Kunst. Ich habe daher in billiger Rücksicht auf den allgemeinen Leserkreis, bei dem man doch derartige Fachkenntnisse nicht voraussetzen darf, jedem Kapitel ein paar erklärende Worte vorweggeschickt, und da ich ein möglichst detaillirtes Bild des tamulischen Geistes geben wollte, auch noch manches Naheliegende mit hineingezogen.

Für die „Blumen“, mit welchen das Beet der „Sinnpflanzen“ eingefaßt ist, bedarfs keines weitern Vorworts: das Nöthige ist an Ort und Stelle bei-

gebracht. Wohl keiner meiner Leser wird sich einer Ueberraschung erwehren können, wenn er unter den übrigen Nachbildungen aus der tamulischen Literatur auf die „Kriegerische Poesie" stößt und dort einer wilden Kraft begegnet, die er den spätern Hindus nicht zugetraut hat. Auch die Tiefe und Innigkeit heidnischer „Mystik" dürfte kaum erwartet werden, wie sie die tamulische Literatur zeigt. Diese Seite des tamulischen Volksgeists ist für den christlichen Theologen doppelt interessant, besonders wenn man die geschichtlichen Zusammenhänge des islamischen Sufismus mit Indien, und dessen Einfluß auf das christliche Abendland in Erwägung zieht.

Dem englischen Schlußgedichtlein persönlicher Art mag man seinen bescheidnen Raum gönnen. Es gilt dem Hause eines sehr lieben englischen Gastfreunds, General Gibson, auf den Nilagiris oder den „blauen Bergen" in Südindien, dessen freundliche Villa von ihrem grünen Hügel in die heraufblauende Ebne des Tamulenlandes hinabschaut. Es steht mit Fug zuletzt, weil es selbst ein Liedchen zur Letzte war, und weil mich die liebende Erinnerung an die feenhafte

Villa und ihre lieben Bewohner bis an mein letztes Ende begleiten wird. Entstanden ist es in indischer Waldwildniß unter einem wilden Mangobaum, wo wir, etwa Hälfte Wegs von den Nilagiris hinab nach der großen tamulischen Ebne, ein paar Minuten rasteten. Der große prachtvolle Baum war unser erster Gastfreund, nachdem wir die gastliche Halle des Generals auf der luftigen Höhe bei Cotagherry verlassen hatten, und ein „wundermilder Wirth" war dieser indische „Apfelbaum", wenn er uns auch weder „süße Kost und frischen Schaum", noch „ein Bett zu süßer Ruh auf weichen grünen Matten" bieten konnte. Der „kühle Schatten" mußte genügen — und genügte.

„Ich fragte nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!"

Erlangen, im Monat October 1864.

K. Graul.

Inhalt.

III.

Der tamulische Gnomen-Dichter Tiruvalluver
als Spiegel des tamulischen Volksgeistes.

IV.

Religiöse Lyrik der Tamulen.

V.

Kriegerische Poesie der Tamulen.

Seite

VI.

Die indische Baumwelt.

VII.

Christliche Ausklänge.

Zum Schluß.

I.

Ins Land der Sonne!

1. Abschied vom Genfer See.

Es war am 16. Juli 1849, als wir uns zu ziemlich vierjähriger Wanderschaft über Frankreich, Egypten und Palästina nach Ostindien aufmachten. Zu Clarens am Genfer See machten wir, dicht an der Grenze Deutschlands, noch einmal einen kurzen Halt. Dort sahen wir zwar nichts mehr von den politischen Zuckungen des damals so tiefzerrütteten Vaterlands; wohl aber wurden wir noch immer lebhaft daran errinnert durch den Mitaufenthalt gewisser Landsleute, die mit einer Hand verzehrende Kriegsflammen im alten Deutschland schürten, während sie mit der andern ein „neues Deutschland" auf der Länderkarte fertig machten. (Vgl. Graul, Reise nach Ostindien I, 3—10.)

Mir wird's zu eng, o See, an deinem Busen,
Daran ich ruh, den Pilgerstab in Händen,
Im Kreis der letzten Freunde und — der Musen.

Mir wird's zu heiß an deinen Luft-Geländen,
Wo mit mir gasten Die, so Pfeile schmieden,
Um sie, mein Deutschland! dir durchs Herz zu senden.

Mir wird's zu weh, dem fast nun „Heimathsmüden",
So dicht an meines Vaterlandes Schwelle,
Das fiebrisch sich umherwälzt ohne Frieden.

Mein Geist schon wandelt in des Ostens Helle
Im alten Sphinx-Land, dessen Räthselfragen
Noch ungelöst. Mein Herz schon küßt die Stelle,

Wo eine Hand einst, fest an's Kreuz geschlagen,
Von allen Räthseln endlich zog den Schleier,
Die, Lösung heischend, auf der Menschheit lagen.

Mein Fuß schon schweift, wo senkrecht wirft ihr Feuer
Die Sonn' auf Palmen, die wie betend stehen
Um Tempel her voll Lärms abgöttscher Feier.

Leb wohl denn, See! mich drängt's zum Weitergehen.
Du wechselst deine Farb' auch, wie das Leben.
Lebt wohl, ihr freien und doch engen Höhen!

Wo Nebel, Wolken, Stürm' und Düfte weben.

2. Von Gaza durch die Wüste nach Suez.

Von Genf ging die Reise über Marseille, Alexandrien, Beirut, Nazareth, Jerusalem, Hebron nach Gaza, wo wir Ende October anlangten. Der dortige Quarantaine-Arzt, ein freundlicher Italiener, nahm uns auf in sein Haus — die wohnlich gemachte Ruine des alten Chalifenpalastes. Hier mußten wir nun das Pferd mit dem Kameel vertauschen, denn vor uns lag eine elftägige Reise durch die so gut wie wasser- und menschenleere Wüste zwischen Gaza und Suez am Rothen Meere, die nach der Erinnerung der dortigen Beduinen vor uns erst ein einziger Europäer durchzogen hatte. Am 1. November brachen wir auf, und am 11. lagerten wir am Rothen Meere, Suez grade gegenüber. Dort mußten wir in unserm Zelt fünf Tage Quarantaine halten. Es möchte das etwa die Stelle sein, wo die Kinder Israel ihren Durchgang durch's Rothe Meer feierten (2 Mos. 15, 20—21). Auch wir waren nach überstandner Wüstenreise voll Beschwerde und Krankheit in glücklicher Stimmung. Nach der Quarantaine herbergten wir dann noch einige Tage in dem englischen

Gasthof zu Suez. Am 22. November nahm uns der Dampfer der ostindischen Compagnie „Akbar" an Bord, um uns stracks nach Ostindien zu entführen. Am 29. schon lagen wir vor Aden im glücklichen Arabien und sehr früh am 9. December 1849 vor Bombay. Wir sahen das „Land der Sonne" zuerst im milden Lichte des Mondes, der all seinen Zauber ausgoß über Meer und Land. (Vgl. Reise n. Ost. I, S. 265 ff.)

....

Mit flinken Dromedaren zugelaufen
War schon der laute Schwarm der Beduinen
Und stand vor unsrer Herberg bunt zu Haufen.

Der Gastfreund, dem es Lust war uns zu dienen,
Bedrohte noch der Wüste wilde Geister
Und anbefahl auf ihren Kopf uns ihnen.

Leb wohl, du Land, das unser Herr und Meister
Mit seiner heilgen Füße Spur beprägt hat —
Der Knechte Knecht und doch der Freien Freister.

Leb wohl Philisterstadt, die uns gehegt hat,
Und du einsamer Gastfreund, der am Saume
Der unwirthsamen Wüst' uns noch gepflegt hat.

Wir sagten auch „Leb wohl!“ dem letzten Baume,
Und ach, dem allerletzten Labebronnen,
Dem letzten Halm= und Frucht= geschmückten Raume.

Und über uns den heißen Strahl der Sonnen,
Und unter uns den durst'gen Sand der Wüste,
Und rings von schwarzen Bergen eingesponnen,

Die ew'ges Schweigen sich zur Ruhstatt kieste,
Und an den thaleinwärts gekehrten Breiten
Manch wasserloser Gießbach tief zerspließte:

So ging es fort durch schwermuthsvolle Weiten;
Und auf der Seele wuchtete die Frage:
Wird auch das Restchen Kraft den Weg bestreiten?

Wenn aber bei des Mittags schwüler Plage
Barmherz'ge Lüftchen durch die Oede webten;
Die trauten Zelte nach vollbrachtem Tage

Das kriechende Gestrüpp hoch überschwebten;
Die Beduinen mit dem Flackerfeuer
Wie um die Wett' aufloderten und lebten:

Dann regte sich auch meine Seele freier,
Und Leben webte durch die morsche Hülle.
Und wenn der Morgen dann den duft'gen Schleier

Der Berge Häuptern in der Farbenfülle
Des gnadenreichen Regenbogens umhing:
Dann ward in meiner Seele Sonntags=Stille.

Als so die elfte Sonn' am Himmel umging,
Da sieh! ein fernes Streiflein grün, roth, bläulich,
Dran Auge sich und Seele freudestumm hing!

Zum nahen Schilfmeer ritten wir nun eilig,
Und lagerten im Nachklang jener Wonne,
Drob man hier sprang, weil Mirjam sang psalmzeilig. *

Drauf trug uns Dampf und Wind ins „Land der Sonne".

* 2 Mos. 15, 20—21.

II.

Bilder aus dem Westen und Süden Ostindiens.

1. Die indische Apsarase: Bombay.

Sehr nüchtern müßte der sein, der von der Wüste erst des Sandes und dann des Meeres herkommt, und dem die Apsarase, d. i. „die Wasser-Nymphe" Bombay, nicht zuerst den Kopf ein wenig verwirrte durch ihre feenhafte Anmuth. Bombay ist das indische Neapel. Dicht davor der reizende Meerbusen, links die ragende Insel Elephante mit ihren Felsentempeln und rechts „Malabar Hill", eine weit ins Meer vorspringende Landzunge mit lieblichen Landhäusern im schattigsten Grün. Wir nahmen unsere Wohnung in dem lieben gastlichen Hause eines Landsmannes, des Missionars Isenberg, der besonders durch seine Arbeiten in Habesch rühmlichst bekannt ist. Rings um uns „Gärten dicht wie das Haar des Mohren!" Da wuchert vor allen die Banane, dieser immer sprudelnde Segensborn der tropischen Länder, und allenthalben umher erhebt sich die stattliche Kokospalme, die königlich steife Palmyra und der alles überragende und weithin schattende Banianenbaum, der Elephant der indischen Pflanzenwelt. Bombay ist aber auch das indische London,

eine wahre Musterkarte von allerlei Völkern auf Erden. Selbst der Chinese, der unter anderen für die dortigen Europäer schuhmachert, fehlt nicht; auch nicht der kohlenschwarze Suahili von der Ostküste Afrikas. Stolzer aber, als der „indische Erdengott“, der Brahmine, schreitet der Parsi einher. Von den Muhamedanern aus seinem Heimathslande Persien vertrieben, setzt er seinen alten Feuerdienst auch in Bombay fort, freuet sich aber auch an dem Glanze, „an welchem sich das Alter liebt zu sonnen“, an dem Glanze des Goldes. Die Parsis nämlich haben dort den ganzen Handel in Händen und sind daher oft mehr als Millionäre. Einen derselben hatte die Königin von England zum „Baron“ erhoben; er war unser Nachbar. Wir blieben vom 9. December 1849 bis zum 11. Februar 1850 in Bombay, von wo aus wir gelegentliche Ausflüge machten, unter andern auch nach den sivaitischen Felsentempeln auf der Insel Elephante und nach den buddhistischen auf dem Festlande. Leider mußten wir's erleben, daß der Göttin Kali, der ebenbürtigen Gattin Sivas in seiner grausigsten Gestalt, wieder einmal ein Menschenopfer gefallen war — wie es scheint, um die verheerenden Schritte der Cholera fern zu halten. (Reise nach Ostindien III, S. 20 ff.)

. . . .

Apsarase, Meeresjungfrau, schön vom Fuße bis zum Scheitel,
Wer doch wollt' es dir verargen, wärest du ein wenig eitel.

Vor dem blauen Meeresspiegel, der wie silbern überhaucht ist,
Stehst du oft im feinsten Schleier, der in Aether eingetaucht ist.

O wie sonnig die Gewande, die um deine Glieder spielen,
Immer grün die Laubgewinde, die den heißen Busen kühlen!

Meeresjungfrau, Apsarase, schön vom Kopfe bis zur Zehe,
Sieh nur, welchen Reiz du ausübst in der Fern' und in der Nähe!

Neben ind'schen „Erdengöttern" mit oft allzu irdschen Mienen
Schreiten Parsis, die dem Feuer — und dem Glanz des Mammons
dienen.

Der Suahili selbst sucht dich, bloßen Leibes, schwarz wie Kohlen;
Was kann er dir, Schönste, bringen und was will der Nackte holen?

Auch der gelbliche Chinese bietet sich zu treuen Diensten;
Zähl' ihn nur zu deinen Rittern, wenn auch nicht zu deinen kühnsten.

Eingehüllt in seines Mantels würd- und anmuthvolle Faltung,
Kommt der kühnre Sohn der Wüste dort, ein Fürst an Mien' und Haltung.

Wie ein Philosoph der Stoa zieht er durch die lichten Gassen,
Deine Künste rings bestaunend, — aber ohn' es sehn zu lassen.

Doch was willst du hier in Bombay's farbigem Gewühl, Afghane,
Oder kömmst du anders woher, du im schwärzlichen Kaftane?

Seh' ich dort nicht babylon'sche Juden auch im Marktgewimmel?
Eure farbenreiche Kleidung stimmt doch zu dem ind'schen Himmel.

— —

Zu dir, ind'sche Apsarase, kam jüngst dieser Sohn des Westens,
Und in deiner luft'gen Häuser einem pflegtest du ihn bestens.

Darum dankbar, Meeresjungfrau, preist er schönstens deine Schöne;
Doch ich hör' in deiner Haine einem räthselhafte Töne.

Das ist nicht der jähe Windstoß, der an der Palmyra rüttelt
Und die steife Blätterkrone rasseln macht, wenn er sie schüttelt.

Das ist nicht des Schakals Wimmern, der am Abend mit der Weite
Waldes-Enge tauscht, bei Menschen suchend seine ekle Beute.

Das ist Männertritt-Gerassel, das ist eines Weibes Wimmern.
Mond und Stern', ihr seht die Schandthat, und ihr könnt so
ruhig flimmern?

Kali, mitternächt'ge Göttin mit der rabenschwarzen Seele!
Dir geziemt nur Sturm und Dunkel, Schlangen- oder Tigerhöhle.

Und du schlürfst hier unter Palmen, die zum Lobe Gottes säuseln,
Während sich der nahen Meerflut sanft erregte Wellen kräuseln,

Menschenblut in vollen Zügen unter stern-besä'tem Himmel,
Unfern von der Menschen Wohnung mit dem traulichen Getümmel?

Bombay, schöne Apsarase, all dein Reiz ist mir verbittert,
Seit ich hab' in deinen Hainen Menschenopferblut gewittert.

Unter jedem grünen Baum auch treibst du dein abgöttisch Wesen,
Und zu Göttern — welche Fratzen hast du, Reizende, erlesen!

Wie bezaubert bin ich kommen, wie entzaubert zieh' ich weiter,
Lächelst du auch noch so lieblich hinterher und noch so heiter.

Gib nur erst dein Herz dem Schöpfer, der den Leib dir schön geschmückt hat!
Zehnmal schöner preis' ich dann auch, was an dir mich so entzückt hat. —

---

2. Rama als Festbegründer des brahmanischen Culturstaats.

Von Bombay ging es mit dem Dampfer Dwarka, an Goa schrecklichen Angedenkens vorüber, in drei bis vier Tagen nach Mangalore im Tululande. Hier waren wir schon im alten Kerala, das sich bis Cap Comorin hinuntersreckt und tiefer unten Malajalim (Malabar) heißt. Ein wundervolles Land reich an den üppigsten Gärten und Feldern, Flüssen, Buchten und Häfen, die von jeher den Seehandel angezogen haben. Aber noch vor etwa 3000 Jahren — so heißt es in der brahmanischen Ueberlieferung des Landes — fluthete über diese ganze Strecke, die nun zu den schönsten Ländern der Erde gehört, das unfruchtbare Meer. Da kam Parasu Rama, d. i. Rama mit der Streitaxt, der brahmanische Vertilger der brahmanen-feindlichen Kschatrijas oder Krigerkaste, der fabelhafte Festbegründer des brahmanischen Culturstaates in Djambu-Dwipa, d. i. Rosenapfelinsel oder Ostindien, nach Kerala; er hatte nämlich die von ihm erkämpfte Erde an die übrigen Brahmanen weggeschenkt, und man hatte ihm bald darauf zu ver-

stehen gegeben, es zieme sich nicht für ihn auf weggeschenktem Boden zu hausen. Er warf seine Streitaxt vom Cap Comorin bis nach Gocarna hinauf, und auf des Meeresgottes Waruna Geheiß, dessen Gunst Parasu Rama zuvor durch schwere Büßungen erworben, wich das überfluthende Meer in seine Grenze, und die neue Schöpfung war fertig. In dieser Sage schläft offenbar eine geschichtliche Erinnerung: es wird eine brahmanische Colonie aus dem Norden eingewandert sein und den Küstenstrich, der noch jetzt von manchem, dem Meere parallellaufenden Salzwasser-Arme, dem sogenannten „Backwater" durchzogen wird, urbar gemacht und vom schädlichen Wild gereinigt haben, denn die Sage berichtet weiter, daß das von Schlangen übel geplagte Land nicht eher ordentlich bewohnbar wurde, als bis Parasu Rama eine große Schaar nördlicher Brahmanen einführte. Die Nachkommen dieser Schaar sind die stolzesten aller „irdischen Erdengötter", d. i. der Brahmanen, die sich gern die „Bergesgleichen" nennen. Sie sind gegen die Stimme des Evangeliums dreifach verschanzt — als Hindus, als Brahmanen und als malabarische Brahmanen, die sich „Namburis", d. i. „unsere Herrlichkeit" nennen, wie sie sich denn auch in ihren Parambus oder „Baumgärten" dreifach verschanzt halten. (Reise nach Ostindien III, S. 222 ff.)

Rama hatte seine „Streitaxt" viele Jahre lang geschwungen,
Und den Kschatrijas am Ende Djambu=Dwipa abgerungen.

Aber nur, um's dann zu schenken seinem „zweigebornen" Volke:
So erst nimmt sie und dann gibt sie alles hin — die edle Wolke.

Doch ein Stücklein Lands behielt er, sich zu bauen eine Hütte
In der Kokos grünem Zwielicht, lispelnder Aswatthas Mitte;

Nur so viel, um seine Jahre lang gespannten Heldensehnen
In des selbsterstrittnen Friedens wohlverdienter Ruh zu dehnen;

Just genug, um nach so vielem Außenwerk sich zu beschauen
Und mit Lehr' und Rath an seiner Schöpfung innen mit zu bauen.

Einer aber der beschenkten Freunde ließ sich so vernehmen:
„Auf verschenktem Land zu wohnen, Rama, solltest du dich schämen!"

Wenn der Freund auch Gift einschenkte, lächelnd solls der Edle trinken;
Rama drum lies seinen Unmuth in der Weisheit Tiefe sinken.

„Recht", so sprach er mit dem Mondes=milden Antlitz, mit dem reinen!
„Nimmer soll, wer edlen Sinns ist, ein Unedler auch nur scheinen."

Und mit hoher Seel' ins Weite schritt er aus der niedern Hütt
Aus der Kokos grünem Zwielicht, lispelnder Aswatthas Mitt

In der Hand die blanke Streitaxt, klomm er auf die wilden Höhen
Die, wie Riesen, Wacht an Indiens abendlichen Pforten stehen

Niederwärts dann flog sein Auge auf die schlangenreichen Schluchten
Auf die Ströme, die wie rasend Tod im nahen Meere suchten

Das viel lauter als die Löwen in des Urwalds Knäuel brüllte,
Mehr auch als die Ilfen-Heerden in des Fruchtlands Busen wühlte.

Mit dem Horizonte wurde Rama's große Seele weiter:
In das Chaos, das zu Füßen lag wie flehend, blickt' er heiter;

Und er jauchzte schöpfungsfroh auf: Ocean, mit dir nun ring' ich!
Ilf, dich zähm' ich! Wald, dich fäll' ich! Leu, dich würg' ich!
Strom dich zwing' ich!"

Sprachs, und mit den paar Getreuen, die der Undank nicht
verblendet,
Ging er an die neue Schöpfung, und er hat sie auch vollendet.

---

3. Parasu Rama's zweite Cultur-Schöpfung in Kerala oder Malabar.

Rama, der dem schlimmsten Feinde edler Seelen nicht erlegen,
Dem das Ungeheuer „Undank" nur abrang noch schönern Segen!

Was du littest — darin hast du wahrlich Viele deines Gleichen;
Wie du's trugest — darin werden dich nur Wenige erreichen.

Denn aus deiner ersten Schöpfung, die du weggabst, weggetrieben,
Bist du deinem Schöpfertriebe in der Fremd' auch treu geblieben.

Râma, deine zweite Schöpfung sah ich, und ich muß sie loben;
Wie ein Blumensaum dem Kleide Indiens ist sie angewoben.

O der würzereichen Lüfte, die dein Kerala umweben,
O der hellen Lichter, die sich dort aus dunklen Schatten heben!

Laß, mein Geist, dich längs der Küst' auf frisch behauchter Welle schaukeln,
Und von schillernden Libellen der Erinnrung dich umgaukeln.

Oder laß dich in der Sänfte dicht an Meeres-Säume tragen,
Palmen um das Haupt dir wehen, an das Ohr die Salzfluth schlagen.

Oder willst du in dem Domes-Dunkel jenes Urwalds gehen,
Wo für uns die Cardamome sucht der wilde Sohn der Höhen

Sei gesegnet, buchtenreiches Meer mit deiner Segel Fülle,
Wo des Weltverkehrs Getöse fällt in Indiens Klosterstille!

Mehr gesegnet noch du Küste, wo Natur sich überbietet
Und mit Haufen edlen Gutes jedes Tröpflein Schweiß vergütet.

Höchst gesegnet aber seid mir, grünbewachsne Berges-Mauern,
Die die Wolken zwingen, daß sie Segen in die Niedrung schauern.

Keralas Brahminen, die ihr gern euch nennt die „Bergesgleichen",
Deren stolze Häupter höher als die Ghats gen Himmel reichen!

Euren Bergen gleicht ihr halb nur, denn des Heiles Segenswolke —
Ihr verschmäht sie selbst und laßt sie schauern nicht dem niedern Volke.

Unter euch, den Wohlverschanzten hinter „Zäunen, Wällen, Stiegen",
Wann doch wird das erste Knie sich vor dem wahren „Aufgang" biegen?

---

4. Adamacottah auf dem Seppur-Paß.

Von Mangalore aus ging es am 12. März 1850 theils im Mandjil, einer Art Hängematte, theils auf dem sogenannten „Hinterwasser" über Cananore, Taleitscheri und Tschombala nach Calicut — fast stets an der brausenden Meeresküste entlang unter säuselnden Kokospalmen. In der letztern Stadt, wo die portugiesischen Entdecker zuerst das indische Festland betraten, reisten wir schon am 5. April über Wandur und die vorgelagerten Khunda-Berge, auf zum Theil wildromantischen Wegen, zu den Nilagiris oder blauen Bergen hinauf, deren höchste Spitze, der Dodabetta, sich zu 8640 Fuß hebt. Am 9. April waren wir in Kaiti auf der Höhe des mit — hie und da beackerten — Hügeln übersäten Plateaus. Am 29. April kehrten wir den luftigen Nilagiris den Rücken und erreichten von Cotagherry aus schon nach einigen Stunden die schwüle Ebene des Tamulenlandes. Der 9. Mai brachte uns dann bis nach Trankebar, dem Mittelpunkt der alten Dänisch-Halleschen, jetzt Leipziger Mission, die zu besichtigen ich hinausgesandt worden. Bis zum 1. Januar 1851

blieben wir in Trankebar und Umgegend und traten dann unsere große Reise durch den ganzen Süden des Tamulenlandes an, — nach Lanka (jetzt Ceylon), wohin die indische Sage einen zweiten Rama führt, um ihn dort den Dämonenkönig Ravana, der seine Gattin Sita geraubt, besiegen zu lassen. Am 8. April verließen wir das palmenumsäumte Ceylon, uns zur Umkehr wendend — nun aber straks nach Madras, quer durch das Land, wo wir erst am 24. Juni anlangten, um dann dort etwa 16 Monate lang unser Hauptquartier aufzuschlagen. Das Pfingstfest 1852 verbrachten wir noch auf dem sehr beschwerlichen Wege dahin in einem Ruhehause zu Adamacottah, auf der Höhe des Seppurpasses, wo ein paar europäische Gräber uns an die Gefahren unsrer langen Pilgerschaft in diesem heißen Lande mahnten. (Reise nach Ostindien V, 85.)

Adamacottah auf des Passes Höh!
Gedenk ich dein, wird mir so wohl und weh.
Und traute Schatten drängen sich heran:
„Was hat man dir dort Liebs und Leids gethan?"

Ich will es künden, wie's geschrieben steht
Mit jener Tinte, welche nie vergeht,
Mit der Erinnrung Tinten, wo selbst Grau
Sich endlich wandelt in ein duftges Blau,
In jenes Blau entfernter Bergeswelt,
Das Aug' und Sinn in süßen Träumen hält.

Durch Indiens tiefsten Süden zogen wir.
Geröthet hatte sich schon sechsmal schier
Des Mondes Antlitz, der uns manchen Weg
Beleuchtet hatt' auf ungewissem Steg
Und, mit dem Nachtgesäusel im Verein,
Um uns gewebt in manchem Palmenhain.
Noch war von Lanka uns der Sinn berauscht,
Wo wir im Urwald alter Sag' gelauscht
Von jenem Rama, dem das treue Weib
Geraubt ein Riese, wild an Seel' und Leib;

Und unsre Augen waren bis zum Grund
Gefüllt mit Bildern, wunderbarlich bunt,
Von jenem Eiland, wo's so süß sich träumt
Unter der Palme, die es ringsum säumt.
Doch an des Herzens allerstillstem Herd
Zirpte das Heimchen „Heimweh" ungestört,
Und in den Gliedern lag des Siechthums Blei.
Es schien als wär nun alle Lust vorbei,
Die Lust vorbei an lauer ind'scher Nacht
Voll Sternentags und dunkelblauster Pracht;
Die Lust vorbei an Reisgefilden auch
Mit grünen Wellen und mit kühlem Hauch;
Am Lady-gleichen hohen Kokos-Baum,
Der seine Krone wiegt als wie im Traum;
An der Areka, schlank und mädchenhaft;
An der Banane fruchtgebeugtem Schaft;
An der Asvattha lispelvollem Laub,
Wo Buddha saß, für „Welt und Weltschmerz" taub;
An Lotusteichen, trop'schem Farbenspiel,
An ind'scher Thierwelt buntestem Gewühl.

Da öffnetest den kranken Pilgern du
Dein einsam Rasthaus zu des Pfingstfests Ruh,

Adamacottah auf des Passes Höh!
— Gedenk ich dein, wird mir noch wohl und weh —
Doch grüßte uns kein europä'scher Mund,
Kein Pfingstlied mahnt' uns an der Heilgen Bund:
Zwei europä'sche Gräber vor der Thür —
Nichts weiter gabs aus süßer Heimath hier;
Und an der Straße der Banianenbaum
Aefft' einen Dom uns vor mit dunklem Raum,
Mit dunklem Raum und hohem Säulengang:
Das macht das Herz noch mehr an Heimweh krank.

Du Rasthaus auf des Seppur=Passes Höh',
Gedenk ich dein, wird mir's so wohl und weh.
Du hattest wenig, doch du gabst es ganz,
Wie jene Wittwe einst des heiligen Lands,
Du hattest wenig, doch du gabst es gern,
Undankbarkeit sei meinem Herzen fern!
Auf deinem Estrich schlummert' es sich gut,
Vor giftgem Windhauch hielst du uns in Hut,
Auch vor der Sonne Pfeilen wohlbedacht
Und vor des Mondes Stechen bei der Nacht.
Am lautsten lob' ich's als dankbarer Gast,
Daß du mit Still' uns wie berieselt hast

In jenen Tagen, wo die Christenheit
Des heil'gen Brausens sich vom Himmel freut.

Adamacottah auf des Passes Höh'!
Dies Lied ist dein — das erste wohl von je.
Der süßen Rast an Seel' und Leib gedenk,
Send' ich es dir als Gegengastgeschenk.

5. Das Täubchen von Cudelur.

Cudelur auf der Coromandelküste, nicht fern von Pondischery, ist eine Station der Leipziger Missionsgesellschaft. Der dortige Missionar kam zur Stärkung seiner Gesundheit vor ein paar Jahren um das Cap nach Europa herüber. Er sah hier seine drei Töchterchen, deren Wiege im Urwald Nordamerikas, wo er früher Missionar war, gestanden, nach längerer Zeit wieder, verlor aber ein ihm nachher in Indien geborenes und zur Erholung nach Deutschland mitgebrachtes Töchterchen durch einen Unfall in heißer Badewanne auf eine herzzerreißende Weise. Der betrübte Vater brach dann bald nachher abermals kinderlos nach Ostindien auf, indem die Erziehung der drei andern Töchter in Deutschland noch nicht vollendet war. Dieß eine Probe der Familienopfer, die der verheirathete Europäer in Ostindien zu bringen hat! Denn die dort gebornen europäischen Kinder gedeihen leiblich nur etwa bis zum 7. Lebensjahre; die Rücksicht aber auf die geistige und sittliche Entwickelung derselben ist ein noch viel stärkerer Grund, sie dann bis zur Vollendung ihrer Erziehung auf heimathlichen Boden zu verpflanzen.

....

Säht ihr ihn plötzlich, glaubtet ihr zu träumen.
Ein Garten liegt mit wunderbaren Bäumen
Fern an der Coromandel=Küste Säumen.

Und zu den Heiden aus der Palmen Mitte
Spricht oft das Glöcklein einer Gottes=Hütte:
„Laßt euch mit Gott versöhnen doch, ich bitte!"

Dort wo am Altar Gottes arme Seelen
Der braunen Heiden, die Dämonen quälen,
Ihr Nest gefunden wie in Felsen=Höhlen —

Dort hast auch du genistet, weißes Täubchen
Mit dem Gefieder ohne Fleck und Stäubchen,
Mit seelenvollem Aug und zartstem Leibchen.

Da sahst du aus Bengalschen Busens Bläue
Die Himmels=Ros' erblühn täglich auf's Neue,
Daß sie die lichten Blätter weit verstreue.

Und wenn es hauchte bei des Abends Düstern,
Sahst du die Palmen neigen sich zum Flüstern:
Sie sprachen von den fernen drei Geschwistern.

O Täubchen, weißes Täubchen, Peregrine
Mit eines Engels, der da Leib trägt, Miene,
O Täubchen, frommes Täubchen, Peregrine!

Du bliebest fremd im fremden Wunderlande
Und senktest matt die Flügel auf dem Sande
Unter der Sonne scheitelrechtem Brande.

Da plötzlich kamst du über's Meer gezogen
In langem, langem Flug auf stürm'schen Wogen,
Nach Deutschland her in weitem, weitem Bogen.

Das schwesterliche Kleeblatt, das bei Sprossen
Amerikan'schen Urwalds aufgeschossen,
Hast du dann wohl geküßt, doch kaum genossen.

Du bliebest fremd auch auf den heimschen Gauen,
Wie Himmels-Heimweh hings auf deinen Brauen,
Bald hubst die Schwinge du zu Himmels Auen.

Dort sticht die Sonne nicht, wie bei den Indern;
Du plätscherst fahrlos mit viel tausend Kindern
Im Ocean der Lieb' ohn alles Hindern.



Und dieses Meeres Blau weiß nichts von Düstern,
Und schöner sind die Palmen, die dort flüstern.
Du machst fürwahr nach deiner Lust uns lüstern.

Wir gönnen dir dein Himmelsheim von Herzen,
Mit Engelsspielzeug und mit Himmelsscherzen,
Du Kind der „Pilgrimschaft", Tochter der Schmerzen!

Ruhst du bei deinem Heiland in der Laube,
So flehe doch, schneeweiße Himmelstaube,
Daß uns stets Hoffnung bleib' und Lieb' und Glaube,

Und schürze du fürbittend auch die Bande
Zwischen den Eltern dort am Sonnenstrande
Und den Geschwistern hier im nordschen Lande!

Bis daß zur ewgen Nähe wird die Weite,
Vergangenheit und Zukunft ewig Heute,
Der Wurm des Todes zu des Todes Beute.

III.

Der tamulische Gnomen-Dichter Tiruvalluver

als Spiegel des tamulischen Volksgeistes.

Der Kural des Tiruvalluver.

Güte, Leidenschaft und Sinnlichkeit: unter diesem dreifachen Gesichtspunkt sieht der Hindu Alles. Die Drei sind ihm die drei wesentlichsten Bestandtheile, die sich, verschiedentlich gemischt, in allen Dingen wiederfinden; ihnen gemäß zerfallen auch die menschlichen Characteranlagen in drei Klassen, und diesen wieder entsprechen eben so viele Handlungsweisen, ja selbst Geschmacksrichtungen, denn während z. B. der Mensch, dessen Signatur die „Güte" ist, etwa Milch und Honig liebt, neigt sich derjenige, dem die Leidenschaft eignet, zu scharfen und sauern Speisen und Getränken; der aber, der auf der Stufe der Sinnlichkeit steht, zu Haut-gout- und Rausch-Genüssen. Wer denkt hier nicht an die drei Menschenklassen der alten Gnostiker: Geistliche, Seelische, Leibliche — und mit Recht, denn es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß diese gnostische Anschauung Indien, dem Lande der Majâ d. i. der Täuschung, entstammt. — Auch der Eintheilung unsers Gedichts (Kural oder „Kurzzeiler" genannt) liegt diese Anschauung wesentlich zu Grunde. Es handelt von den sogenann-

ten drei Strebezielen der Menschen: von Weisheit und Tugend; von Staat und Gut; von Lieb' und Lust. Das erste entspricht der Güte, das zweite der Leidenschaft, das dritte der Sinnlichkeit. — Kein tamulischer Schriftsteller aus der rechtgläubigen Schule der Brahmanen beginnt eine schriftstellerische Arbeit ohne vorherige unmittelbare Anrufung eines Gottes, „den er entweder selbst vorzugsweise verehrt oder der dem Charakter seines Werks am besten entspricht" d. i. ohne ein sogenanntes Kappu oder „Schutzvers." Unser Verfasser aber ist im Grunde kein rechtgläubiger Hindu, sondern insgeheim entweder Buddhist oder Djaina, der bekannte Nebengänger des Buddhisten, dessen größere Anbequemung an die brahmanischen Vorurtheile in religiöser und gesellschaftlicher Beziehung ihm die Fortexistenz auf dem vorderindischen Festlande bis auf den heutigen Tag ermöglich hat, während der eigentliche Buddhist, was Vorderindien anlangt, sich nur auf der dazu gehörigen Insel Ceylon gehalten hat. Vielleicht daß unser Dichter, um nicht Farbe geben zu müssen, von einem solchen „Schutzvers" absichtlich Umgang genommen und als Ersatz dafür ein mittelbares „Lob Gottes" im Allgemeinen an die Spitze des Werkes selbst gestellt hat. Die rechtgläubigen Hindus wenigstens, die sich unser poetisches Spruchwerk, als den eigentlichen Edelstein der ganzen tamulischen Literatur, anzueignen kein Bedenken tragen, nehmen das erste Capitel im Sinn eines solchen „Schutzverses."

....

I. Weisheitssprüche.

1. Lob Gottes.

Der Gott unsers Dichters, wörtlich „der Urselige", ist ein sehr luftiges Wesen. Wir wissen, daß die Buddhisten (die Djainas eingeschlossen) später von einem Urbuddha oder auch Urgott zu reden verstehen. Aber noch ist es nicht völlig ausgemacht, ob sie darunter einen wirklichen Gott im Sinne der Brahmanischen Hindus meinen oder nur einen frühern Buddha, der, wie der letzterschienene, auf dem Wege der Betrachtung und Kasteiung sich aus dem Menschenthum in das Urnichts aufgelöst hat (Nirvâna). Wahrscheinlich indeß, daß da, wo, wie in Indien, die Buddhisten und Djainas in beständiger Berührung mit den Brahmanischen Hindus blieben, sich an jenen Ausdruck hier und da die Idee eines wirklichen Gottes anlehnte, und immerhin möglich, daß das auch bei unserm Dichter der Fall ist, besonders, da er seinen Gott wesentlich so charakterisirt, wie die Brahmanen den ihrigen, nämlich als erhaben über jede Leidenschaft der Liebe und des Hasses — „der Lust und des Abscheus",

wie es Vers 4 heißt. Der Dichter vergleicht seinen Gott mit dem A an der Spitze des Alphabets (V. 1), und ein tamulischer Erklärer zu der ebenfalls von Djainahand geschriebenen „Guten Regel", (der classischen Sprachlehre der Tamulen,) macht irgendwo darauf aufmerksam, daß „das A eine bloße Oeffnung des Mundes mit einem Aushauch aus der Lunge ist, und daß es daher als reiner Ton die Ursache aller Buchstaben ist" ꝛc. In diesem Sinne sagt dann ein gleichfalls sehr alter, aber brahmanischer Commentator unserer Stelle: „Die Oberherrlichkeit des A besteht darin, daß es nicht sowohl aus einer Lautveränderung, als vielmehr aus der innersten Lautnatur hervorgeht. Dem „Urseligen kommt die Oberherrlichkeit zu, insofern derselbe Alles, nicht sowohl auf dem Wege der einzelnen Thatsachen, als vielmehr seiner innersten Natur nach erkennt."

1 A steht an der Spitze aller Laute;
Dasteht an der Dinge Anhub Gott.

2 Lern! Doch leer ist alles Wissen, wenn du
Gern nicht anhängst Dem, der fehllos weiß.

3 Halt Den fest, der in des Herzens Blume
Wallt und webt! so lebst du lang und leicht.

4 Nimmer naht dir Noth zu Füßen Deß, der
Immer frei von „Lust und Abscheu" ist.

9 Neigt sich nicht dein Haupt dem Namen Gottes:
Gleicht es dem Gefäße, das nichts faßt.

---

2. Regen.

Paulus zu Lystra sprach zu seinen heidnischen Zuhörern: „Er hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes gethan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben" (Apostelgesch. 14, 17). In Indien aber liegt der Uebergang von der Idee Gottes auf die Idee des Regens noch viel näher, denn wenn dort einmal der jährliche Regen ausbleibt, so verhungert und verschmachtet Alles. Sehr schön nennt daher der Dichter (V. 11) den Regen „Nectar", den wahren „Unsterblichkeitstrank", von dem die Erde und das gesammte Erdenleben abhängt. Es ist übrigens nicht unmöglich, daß er hiermit dem Volksglauben an die vielen abgeschmackten Fabeln über den Unsterblichkeitstrank (Amrita der Götter) einen Seitenhieb versetzen will. — Das „grüne Gräslein" (V. 15) ist besonders charakteristisch für Indien, denn

nur kurz nach der jährlichen Regenzeit sprießt es hie und da empor und verwelkt bald wieder, in der That, „ein Gras, das da frühe blühet und bald welk wird" (Psalm 90, 6). — Die Wolke, die im Dunst das Wasser des Meeres anzieht, um es dann über die Fluren zu gießen, wird in tamulischer Poesie oft eine Kuh genannt, die erst auf dem Meere weidet und dann ihre fruchtbringende Milch über das Land verschüttet. Die Hindus meinen, daß wenn die Wolke nicht zum Theil das Meereswasser, gleichsam destillirt, dem Meere wiedergäbe, so würde darin weder ein Seethier noch eine Perle erzeugt werden, das Meer also seinen Adel verlieren (V. 17). — Die brahmanische Gedankenfolge ist: „Der Regen zeugt die Frucht, der Frucht bedarf es zum Opfer und das Opfer zieht den Regen herab." In diesem Lichte gesehen vertieft sich der Sinn von V. 18 dahin, daß beim Mangel des Regens das Opfer („Fest und Feier") — die geheime Quelle des Regens selbst — aufhört. — In spendende Hausväter und in Spenden empfangende Büßer zerfällt nach djainaitischer Anschauung die ganze Gemeinde (V. 19). Es geht somit bei Regenmangel auch die ganze religiöse Weltordnung zu Grunde.

11 Wenn der Regen Stand hält, hält die Welt Stand.
Nenn' ihn denn den Nektar der Natur!

14 Weht vorbei und stets vorbei die Wolke:
Steht am Pflug zuletzt der Pflüger still.

15 Schlüpft kein Tröpflein aus des Himmels Schleuse:
Lüpft kein grünes Gräslein selbst sein Haupt.

17 Wann nicht nimmt die Wolk' und wieder weggiebt,
Dann verliert den Adel selbst die See.

18 Näßt der Himmel nicht, dann plötzlich schweigen
Fest und Feier für die Himmlischen.

19 Spender nicht, sammt Büßern, sieht die Welt mehr,
Wenn der Himmel nicht mehr spenden will.

---

3. Des Selbstkasteiers Majestät.

Drei Gedanken sinds, in welchen alle indischen Systeme stimmen: der eine, daß die Seele verschiedne Daseinsstufen durchzumachen hat; der zweite, daß dieser beständige Kreislauf, in welchem die Seele, wie ein „Strohhalm im Wirbelwinde" beständig umhergetrieben wird, ein Uebel ist; der dritte, daß als das wirksamste Mittel zur Beseitigung dieses Uebels sich die Buße oder vielmehr die Selbstkasteiung erweist. Daher V. 1 ganz allgemein „die Schrift." — Der Büßer aber spielt in Indien die allerglänzendste Rolle. Daher hier seine Stellung gleich nach Gott und Himmel. In den ältern kriegerischen Zeiten war der Held, der die Welt besiegte, der Gefeierte; später wurde es derjenige, der gegen sich selbst zu Felde zieht und dadurch immer mehr Macht gewinnt über alles äußre Ding (V. 22), ja selbst Indra (den Götterkönig älterer Zeit) vom Thron zu stoßen und sich selbst darauf zu setzen im Stande wird (V. 25), dafern er in der Steigerung seiner Büßerpflichten bis zu dem gehörigen Grade fortschreitete. — Die fünf Sinne, an deren Spitze der sogenannte „innere Sinn" (manas) steht, denkt sich der indische Dichter gern als ungestüme Elephanten, die in die Sinnenwelt hinausstürmen, und daher, wie die Elephanten mit dem Stachel, mittelst der Weisheit zu lenken sind (V. 24). Aber die Leidenschaft glimmt

auch noch in dem Büßer fort und bricht zur Strafe für diese oder jene Verschuldung auf einer frühern Daseinsstufe „im Nu" aus, sei es auf dem Wege der Lust oder des Zornes, — und Wehe dem, den sein Zorn trifft, denn sein Fluch zündet wie die Wetterwolke (V. 29). Der Fluch zwar geht und muß in Erfüllung gehen; allein der Zorn des Büßers selbst, wie er „im Nu" kommt, schwindet auch „im Nu", und es tritt alsbald nach dem Wetter des Zornes wieder der blaue Himmel, tiefste Milde, ein, — die herrschende Geistessignatur des Büßers (V. 30). Wenn sie hier als „rechte Mildrer allem, was da lebt", bezeichnet werden, so stehen wir eben mitten in der sittlichen Grundanschauung des Buddhismus, der die „Unverletzlichkeit (sanscr. ahinsa)" alles Lebens, auch des thierischen, zum Angelpunkte seines sittlichen Systems macht. Bemerkenswerth ist es, daß in dem ganzen Kural der amtliche Titel „Brahmanen" nicht ein einziges Mal vorkommt. Der Grund davon dürfte schwerlich bloß darin zu suchen sein, daß der tamulische Dichter Sanscritwörter möglichst zu meiden sucht; enthält doch gleich der erste Vers drei derselben (wenn man ein naturalisirtes Sanscritwort mitrechnet), und das Wort „Brahmane" konnte doch auch dem strengsten tamulischen Puristen nicht anstößig sein, da ja das Brahmanenthum nicht auf tamulischem Boden gewachsen, sondern Name und Sache von Norden her gekommen war. Unser Dichter stellt eben, wie schon hier, so durchgehends, alle sittliche Werthschätzung

auf den Boden der Gesinnung (s. folg. Kap. V. 34); nur die „ächten Büßer“, die „Mildrer“ aller Lebensnoth, sind ihm die „Herzensmilden“, mit welchem Titel sich die Brahmanen, als die Vertreter der Gottheit auf Erden, von Amtswegen zu schmücken lieben.

21 Meist erstreb die Majestät des Büßers!
Weist nicht so die Schrift uns klärlich an?

22 Messen willst du Mensch die Macht des Büßers?
Wessen Weisheit zählt die Todten wohl?

24 Zuchtet jeden Sinn der Weisheit Stachel:
Fruchtet dirs — du keimst fürs Paradies.

25 Sinn-Bezwinger! Indra auf des Aethers
Zinn' ist Zeuge deines Machtgebots.

29 Wie im Nu noch blitzt die Leidenschaft auf.
Sieh dich vor — vor hoher Büßer Zorn!

30 Aechte Büßer heißen Herzensmild' als
Rechte Mildrer Allem, was da lebt!

---

4. Tugend.

In diesem Kapitel ist von der Tugend im Allgemeinen die Rede. Sie führt zum zeitweiligen Genuß „himmlischen Glücks“ (swarga) für alle diejenigen, in deren Leben das Gute das Böse überwog, und, nach wiederholter Seelenwanderung zum Zweck immer höherer Läuterung, zuletzt zur endlichen Erlösung von dem Kreislauf der Geburten und zur Auflösung in die Gottheit, — somit zur „Gottheits-Glorie“ (V. 31). Man soll daher Tugend üben „wie es geht“ — „sei es nun als Hausherr oder als Büßer“ — und „wo es geht“ — in guten Gedanken, Worten und Werken (V. 33). Die eindringlichste Tugendpredigt aber ist der Anblick besonders Glücklicher oder Unglücklicher auf der Schaubühne dieser Welt, denn besonderes Glück und besonderes Unglück stellen sich dem Hindu als nothwendige Folgen besondrer Tugenden und besondrer Sünden in einem frühern Dasein dar (V. 37).

31 Glück des Himmels wirkt sie, Gottheits Glorie.
Blick umher! was ist wie Tugend wohl?

33 Wie es geht und wo's nur geht, — die Tugend,
Nie erschlaffend, üb' in jedem Sinn!

34 Fleckenreines Sinnes sein ist Tugend,
Geckenhaft ist jeder andre Ruhm.

35 Vier zu meiden hat der Tugendsame:
Gier, Zorn, Neid und bittres Wort dazu.

36 Schieb auf morgen nicht der Tugend Uebung!
Ueb' sie heut! sie folgt dem Scheidenden.

37 Sieh den Sänfteträger und Getragnen!
Wie liegt da der Tugend Weg so klar!

Von der Haustugend.

5. Hausleben.

Die Hindus reden von 4 Stadien des brahmanischen Lebens. Das erste ist das des Schülers, der mit Anlegung der h. Schnur seinen Cursus in den heiligen Schriften beginnt; das zweite das des Hausherrn, dessen erste Pflicht die Fortpflanzung seines Geschlechts ist; das

dritte das des Waldsiedlers, der, nach Uebergabe des Hauses an den ältesten Sohn, mit der Frau sich in den Wald zurückgezogen; das vierte das des Allentsagers, der, nachdem er eine Zeit lang als Waldsiedler gelebt hat, zuletzt Alles aufgiebt und nur noch ein Gefäß in seinem Besitze hat, um darin umherwandernd die Almosen einzusammeln, von denen er hinfort lebt. Im Centrum steht gewissermaßen der Hausherr, dessen letzte Aufgabe ist, für die drei andern Stände seine Hände mit zu regen und „Herberge, Nahrung und Arzenei" zu reichen (V. 41). Er soll aber daneben überhaupt aller „Verlassnen und Verkommnen" Vater und Berather sein, ja seine Fürsorge erstreckt sich selbst auf die Verblichnen im Jenseits (42), indem er für sie die sogenannte Wasserpflicht verrichtet, d. i. den Manen Wasser spritzt und sie so in den Himmel fördert. — Den Sitz des Todtenreiches, wo die Manen wohnen, denkt sich der Hindu im Süden; denn als die Arier von Nord-Westen her in Indien einzogen, folgten sie hauptsächlich dem Strom des Ganges; die geheimnißvoll leuchtenden Schneegipfel des Himalajas im Norden wurden ihnen da zu Sitzen der seligen Götter, und — im Gegensatz dazu — der sogenannte große „Dandaka-Wald" im Süden mit Fieberluft, Gluthauch, wilden Thieren und Jägern zur Region des Todes. Daher heißen denn auch die Manen, wie eben hier im Original, gradezu „Südbewohner." Nach dem Süden also zieht die Seele, wenn sie diesen Leib verläßt; dort wird sie dann von den so-

genannten Pitris „Vätern“ aufgenommen, d. i. zu ihren Vätern versammelt. Alle Gemeinschaft aber vermittelt sich dem Hindu durch Essen; es werden daher nur solche Seelen zur Gemeinschaft der Väter zugelassen, für die man den vorgeschriebenen Ritus mittelst der Todtenkuchen in gebührender Form vollzogen hat, und die Vollziehung desselben ist eben Pflicht des Hausherrn (V. 43), der das hingeschiedene Geschlecht der Väter auf Erden fortzuführen berufen ist.

41 Waldeinsiedlern, Schülern, Allentsagern
Halt verleihen soll der Hausherr stets.

42 Stütz' ist er Verlaßnen und Verkommnen,
Nütz' ist er den schon Verblichnen gar.

43 Hast auf Fünf zu halten, Hausherr! — Manen,
Gast, Verwandte, Gottheit und dein Selbst!

45 Kenne Lieb' als der Familie Boden,
Nenne Tugend der Familie Frucht!

46 Wer im Tugend-Weg ein Haus zuweg bringt,
Der braucht nicht den „Waldesweg“ zu gehn.

6. Hausfrau.

Die Stellung des Weibes war in der ältesten Zeit eine viel würdevollere als jetzt: findet sich doch in den ältesten heiligen Schriften der Hindus, den Veda's, selbst ein Hymnus, der von einer Frau gedichtet ist, und an den häuslichen Opfern hatte die Gattin volles Theil. Ein Nachklang dieser alten Zeit in Bezug auf Frauenwürde scheint sich heute noch bei den Radjputen zu finden, die den Frauen gegenüber eine zum Theil ritterliche Stellung einnehmen. Sonst ist freilich, wie allen Orientalen, so auch den Hindus eine Neigung zu maßloser Erhebung des männlichen Geschlechts über das weibliche wohl schon frühzeitig eigen gewesen: Mann, Geist und Gott vereinigen sich in Einer Bezeichnung (Puruscha), und kein höheres Lob weiß der Mann der Frau zu geben als „Einfalt", was leider einen kleinen Beischmack von „Einfältigkeit" mit sich führt. Kein Wunder, daß hier (V. 53) ihr Gatte gradezu als ihr Gott in nächster Instanz vorgestellt wird. Durch Unterwürfigkeit unter ihn kann sie dann aber auch die Gottheit selbst sich dienstbar machen und dem Regen gebieten. In diesen Ruhm jedoch theilen sich mit ihr „fromme Brahminen und gerechte Könige."

47 Das Haus duldet mehr als heil'ge Dulder,
Was, vom Weg nicht weichend, Weg auch weist.

52 Mag die Hausfrau mächtig mancher Kunst sein —
Sag mir nichts, wenn Haushalts Tugend fehlt.

53 Wieder regnets, wann's so will, die morgens
Niederfällt vor dem Gemahl — statt Gott.

57 Gut zu was ist des Verschlusses Hut denn?
Hut der Weibes-Ehr' ist wahre Hut.

59 Hehr und hoch, ein Leu, vor Hassern dastehn —
Der nur kanns, deß Weib lobliebend ist.

60 Weibes Hohheit ist wie Heilsspruch; ihres
Leibes wackre Frucht — ein schöner Schmuck.

---

7. Kinder.

Die Erzeugung eines Sohnes gereicht dem Vater selbst zum Heil und zum Verdienste: zum Heile, denn nur ein Sohn kann ihm nach seinem Tode das übliche Todtenopfer, ohne welches für ihn die Thür des Himmels verschlossen bleibt, vollbringen; zum Verdienst, denn sein Heil kommt auch den vor ihm verstorbenen Ahnen zu gute, die mit ihm solidarisch verbunden sind In diesem Sinne ist auch V. 63 zu verstehen, wo überhaupt von verdienstlichen Werken der Kinder zum Besten des verstorbenen Vaters die Rede ist. Eine lange, starke und geschlossne Kette — diese Familien-Verschlingung und zwar mittelst des Sohnes. Daher denn auch die große Freude bei der Geburt eines Sohnes, während die Geburt eines Mädchens oft mehr zur Trauer stimmt. Auch in unserm Capitel ist namentlich nur von männlichen Nachkommen die Rede, obschon zuweilen von Kindern im Allgemeinen geredet wird. — Das „Siebendasein" (V. 62) umfaßt die sämmtlichen Existenzarten: Gott, Mensch, Landthier, Vogel, Gewürm, Wasserthier, bewegungsloses Wesen. Die guten Werke der Kinder nun helfen dazu, daß der Vater nicht mehr in einer dieser Wesensklassen wiedergeboren zu werden braucht, — auch nicht als „Gott", denn die indischen Volksgötter gelten den indischen Philosophen nur als gesteigerte Menschen, und wie sie selbst beschränkt und sterblich sind, so ist auch

die Seligkeit, die sie in ihren Himmeln bieten können, keineswegs eine vollkommne oder auch nur bleibende.

62 Wen da segnen weis' und gute Kinder,
Den nicht trifft des „Sieben — Daseins" Schmerz.

63 Wahres Eigenthum sind deine Kinder, —
Klares: denn ihr Eignes frommt dir mit.

64 Speis' Ambrosia; süß ists! Süßer ist doch
Reis, von Söhnleins Fingerchen durchwühlt.

65 O wie weich dem Busen die Berührung!
O wie reich dem Ohr des Kindes Laut!

66 „Süß die Flöte, süß die Laute", sagst du. —
Dieß nur, da kein Söhnlein dir gelallt.

69 „Hehr und hoch" heißts so vom Sohn, — die Mutter
Mehr dann jubelt, als da sie gebar.

70 Ziel der Sohnspflicht soll die Red' im Volk sein:
„Viel wohl hat sein Vater sich kasteit."

8. Liebe.

Der tamulische Erklärer könnte uns den Genuß dieses schönen — vielleicht des schönsten — Abschnittes gründlich verderben, wenn er die Liebe, von der hier die Rede ist, als „Neigung zu Weib, Söhnen und sonstigen Verwandten" erklärt. Also nicht über das Haus hinaus? Indisch freilich ist es, und die Regel der tamulischen Auslegung, daß man den Umfang der Ausdrücke stets nach dem Maaße des betreffenden Gegenstandes zu nehmen habe, spricht auch dafür, denn es ist hier von der Haus-Tugend die Rede. Allein der Verfasser ist doch eben, wenn nicht selbst Buddhist oder Djaina, doch buddhistisch oder djainaistisch gefärbt, und auf diesem Gebiet ist die Schranke der indischen Verwandtschaftsliebe durchbrochen. Es quillen auch in der That die Verse zu voll, als daß jener enge Kanal für sie ausreichte. V. 72 spielt auf eine der sittlichtiefsten indischen Legenden an. Holtzmann hat sie im ersten Theile seiner „Indischen Sagen" übersetzt. Ihr wesentlicher Inhalt ist: Zu Usinara, König der Sivier, flüchtet eine Taube, die vom Habicht verfolgt wird. Der Habicht verlangt seine Nahrung, die ihm vom Schöpfer angewiesene; der König aber will seinen Schützling dem Gesetze gemäß nicht ausliefern. Der Habicht giebt sich endlich zufrieden, wenn er denn nur grade so viel Fleisch vom Leibe des Königs bekommen soll, als die Taube wiegt. „Drauf schnitt der König

ohne Bedenken ein Stück von seinem Fleische ab, — und wog es mit der Taube; da war die Taube schwerer als das Fleisch. — Und wieder schnitt Usinara sich mehr Fleisch noch aus dem Leib heraus, — doch immer war der Taube Gewicht viel größer auf der Wage Maß. — Da schritt mit ausgeschnittnem Fleisch der König auf die Wage selbst" — Er gab also auch sein „Gebein" her (wie es in unserm Verse heißt). Zuletzt ergab sich, daß Indra die Gestalt des Habichts und Agni die Gestalt der Taube angenommen, und „der pflichttreue König stieg zur Götterwohnung leuchtend auf." Doch das gehört nicht mehr hierher. — Der sittlich tiefste Vers des ganzen Kural dürfte wohl V. 77 sein. Was ich mit „Gericht" wiedergegeben, heißt im Original eigentlich „das Recht" als Person gedacht in der sogenannten Dharmadevata „Göttin des Rechts", eine Art Nemesis im indischen Götterolymp. Das hier gebrauchte Bild wird um so drastischer, wenn man weiß, daß man die Erfahrung, wie knochenlose Geschöpfe die tropische Sonne nicht zu ertragen im Stande sind, in Indien täglich an den Ameisen machen kann; denn um irgend Etwas von diesen Plage-Geschöpfen schnell und gründlich zu befreien, braucht man es nur in die Sonne zu legen, und die Ameisen laufen nach allen Richtungen fort, den Schatten suchend.

71 Schließt denn auch ein Schloß die Lieb' ein? Schwerlich!
Fließt Ein Zährlein, ist sie flugs entdeckt.

72 Weiht dem werthen Selbst die Selbstsucht alles:
Leiht die Lieb' an Andr' auch ihr Gebein.

76 Magd der Mild' ist, meint der Thor, die Liebe. —
Sagt sie nicht dem Zorn auch Beistand zu?

77 Brut, die knochenlos ist, brennt die Sonne,
Muth, der liebelos ist, das Gericht.

78 Treibt noch Trieb' ein dürrer Baum auf Felsgrund:
Leibt und lebt ein Liebeleerer auch.

79 Kommt zu kurz das innre Glied der Liebe:
Frommt die Fülle äußrer Glied'rung nicht.

80 Leben leiht die L i e b'; an Liebelosen
Weben Haut und Knochen blos den Leib.

9. Gastfreundschaft.

An die Spitze der häuslichen Tugenden tritt hier die Gastfreundschaft — im weitesten Sinn genommen, denn das ganze Hauswesen soll ja keinen andern Zweck haben als „Gastpflege und Almosenspende.“ Man zählt übrigens mehrerlei Spenden oder Opfer: z. B. Studium der Vedas für die Gottheit, Darbringung von Speise an alle lebenden Wesen, Wasseropfer an die Manen, Almosen an Arme. Zur letztern gehört auch die Beschenkung des bedürftigen Gastes (V. 87). Die V. 90 erwähnte Anitscha („Unbeständige“), soll vom bloßen Dranriechen welken. Mit der Blume des Gastmahls also ist es noch zarter bestellt als mit dieser Anitscha, denn während jene nur bei wirklicher Berührung ihren Reiz verliert, streift hier den Blüthenstaub schon ein unfreundlicher Blick des Gastgebers aus der Ferne ab.

81 Steht vorm Haus der Gast: dem Hausherrn drinnen
Geht die Lust bei Götterkost selbst aus.

84 Rasten wo die rechten Gäste gerne,
Gasten wird des Glückes Göttin da.

85 Wacker ist es nach dem Gast erst speisen;
Acker bringt dann ohne Saat selbst Frucht.

86 Hegend alte, harr' auf neue Gäste!
Pflegend so, wirst du der Götter Gast.

87 Gaben gelten nicht nach eignem Maaße,
Haben sie ihr Maaß am Gaste doch.

90 Riech! es reicht zum Welken der Anitscha;
Siech schon macht des Gastmahls Blum' ein Blick.

---

10. Liebliche Rede.

Die Tamulen haben einen schönen Ausdruck für freundliche Rede. Uebertragen würde er etwa so lauten: „mit aufblühendem Antlitz reden." Das Gegentheil ist „mit welkendem Gesichte reden".

92 Hohen Herzens spenden — schön ists; schöner —
Frohen Auges reden lieb und lind.

100 Sag, wann Süßes vorliegt, niemals Bittres!
Mag man saure Frucht, wo's reife giebt?

---

11. Dank.

Man hat oft darauf aufmerksam gemacht, daß die Tamulen keinen einfachen Ausdruck für „Dank“ haben. Wahr ist es, aber dem Sanscritaner geht es nicht anders. Die Tamulen sagen dafür: das Gute oder das gethane Gute erkennen. Diese Bemerkung wird auf V. 110 ein helleres Licht werfen.

101 Ehrlicher und lautrer Wohlthat können
Schwerlich gnug thun Erd' und Himmel je.

109 Gräbt man selbst ein Grab für uns — es schwindet,
Schwebt Ein Gutes vor, das man uns that.

110 Wer das Gut' in sich erstickt, darf hoffen;
Der nicht, der, was Guts ihm ward, erstickt.

12. Gleichmaß.

„Gleichmaß üben" sagt der tamulische Erklärer, heißt „gegen Feinde, Freunde und Gleichgültige", ohne Abweichung von der Tugend, gleichmäßig handeln. Nach seiner Meinung folgt dieses Kapitel auf das vorhergehende, weil wir denen gegenüber, die uns Gutes gethan, gar bald das Gleichmaß verlieren. Psychologisch wenigstens wird es wohl richtig sein, daß es dem Edlen in der Regel leichter wird den Feinden gegenüber das Gleichmaß zu halten als den Wohlthätern, weil wir den erstern gegenüber eher auf unsrer Hut sind, daß uns nichts Menschliches begegnen möge. Der tamulische Ausleger deutet in V. 118 jedes Glied speciell aus. „Gleichmäßig" erinnert ihn an das gleiche Verhalten „gegen Freunde, Feinde und Gleichgültige"; „abwägt" an die regelrechte Prüfung des Mitgetheilten und „neig dich keiner Seite zu" an die Geltendmachung desselben gegen Jedermann. Das ist so Art der tamulischen Kommentatoren.

116 Gleitest du dem Unrecht zu vom Gleichmaß:
Schreitest du stracks auf den Abgrund los.

118 Gleich der Wage, die gleichmäßig abwiegt,
Neig dich, Weiser, keiner Seite zu!

---

13. Selbstzucht.

Die Schildkröte ist das stets wiederkehrende Emblem des Weisen. Sie zieht die Glieder ein, um sich vor Gefahr zu schützen, er die Sinne, um sich vor Sünde zu wahren. (V. 126.) Ebenso häufig ist der „Berg" das Sinnbild würdiger, hoheitsvoller Erscheinung. Daß V. 125 grade auf V. 124 folgt, hat gewiß seine Bedeutung: der wahrhaft Weise ist ein „Berg", der sich auch auf „Beugung" versteht und darin seine wahre Größe bewährt.

124 Wer, sich zügelnd, unbeweglich feststeht,
Her wohl tritt er hehrer als ein Berg.

125 Heil reicht Beugung Allen; doch dem Reichen,
Weil sie reich recht macht, reicht sie noch mehr.

126 Wer die Fünf hier einzieht, gleich der Schildkröt',
Der bringt all sein Sein in sichern Port.

127 Zähmen magst du nichts, — die Zunge mußt du!
Schämen sonst schafft Ein ausgleitend Wort.

128 Wo du Eine böse Lippenfrucht zeugst,
So schlägt all dein Guts in Böses um.

139 Glut-gebrannte Wunden heilen innen.
Thut das auch der Zungen-Wunde Narb'?

---

14. Sittigkeit.

Auch diese Verse möchte uns der brahmanische Erklärer verderben, indem er sie aus der Weite in die Enge zieht. Er sagt nämlich, „die Sittigkeit bestehe darin, daß man sich nach den Ordnungen richte, die für die verschiedenen Kasten und Lebensstadien niedergelegt sind". Und doch sagt er anderwärts selbst, der Dichter rede nur von den allgemeinen Pflichten, die für Alle gleich seien, nicht aber von den besondern, die für die verschiedenen Kasten und Lebensstadien verschieden seien. Und dann woher kommt es doch, daß das verhängnißvolle Wort „Sâthi" („Geschlecht") oder „Varnam" (Farbe) gar nie vorkommt. Damit bezeichnen die Tamulen — ganz im Einklang mit dem geschichtlichen Ursprung der in Rede stehenden gesellschaftlichen Einrichtung, die auf ursprünglicher Stammverschiedenheit ruht — das, was die Portugiesen „Kaste" genannt haben. Auch auf diesem Punkte tritt der besondere religiöse Standpunkt des Verfassers klar hervor, denn die Buddhisten und Djainas legen der Kaste eine religiös-sittliche Bedeutung nicht bei, obgleich sich beide im bürgerlichen Leben mehr oder minder der brahmanischen Kastenordnung fügen.

131 Ehr' erwirbt dir Sitte; drum denn ehre
Mehr die Sitte, als dein Leben selbst.

33 Adel ist es — edle Sitte halten;
Tadel-voller Wandel — Pöbels Art.

134 Wieder lernt die Schrift sich — bei Vergessen;
Nie der Adel — bei der Sitte Fehl.

139 Achtlos mit der Zung' unachtbar reden —
Machtlos dazu selbst sind Sittige.

---

15. Kein fremdes Weib begehren.

Die Heiligkeit des „Zenana" oder Frauengemachs in Ostindien, wie im ganzen Morgenlande, giebt dem Ausdrucke „der Mann an fremder Gattin Thür" (V. 142) ein viel lebhafteres Colorit für indische Anschauung.

141 Vor der Tugend Thür steht — aller Thoren
Thor — der Mann an fremder Gattin Thür.

146 Vier stets folgen dem, der in ein Haus bricht:
Gier und Haß und Furcht und Schmach zumal.

---

16. Geduld.

Die Erde ist stehendes Bild der Geduld, denn sie läßt sich nicht blos von der undankbarsten Hand den Busen mit der Pflugschaar aufreißen und spendet dafür aus ihrem Mutterschooße, sondern trägt auch alles Elend und alle Sünde der Menschen mit. Es giebt in der That keine Tugend, die der Hindu mehr schätzt als die Geduld; seine heiligen Schriften weisen ihn dazu an, und seine Geschichte hat ihm diese Anweisung seit vielen Jahrhunderten aufs tiefste eingeprägt. Wehe daher dem christlichen Sendboten, der sich als dieser Tugend nicht Meister zeigt. Schon dem alten Ziegenbalg ist es begegnet, daß man ihn heidnischerseits ausdrücklich auf eine Geduldsprobe stellte.

151 Seinen Pflüger trägt das Erdreich; trag denn
Deinen Schmäher auch, der dich zerpflügt.

153 Gast abweisen — ist der Ohnmacht Ohnmacht;
Last der Thoren tragen — höchste Kraft.

155 Rachsuchtsvolle wirft man wie das Stroh weg;
Nachsichtsvolle nimmt man auf wie Gold.

156 Reis der Rachsucht! bis zum Abend grünst du.
Preis der Langmuth grünt bis an das End.

17. Neidlosigkeit.

Für den Tamulen ist der „Neid" das Widerspiel der „Geduld", die im vorigen Capitel behandelt wurde; denn sein Wort für Geduld heißt wörtlich „Ertragung" und für Neid „Nichtertragung". Die „greise Schwester" der Lakschmi (V. 167) ist die Mudewi d. i. die ältere Schwester — die Göttin des Unglücks.

165 Scheelen ist ihr Neid genug; der schlägt sie —
Fehlen auch die Feinde — sicher todt.

167 Schlimm auf Scheele schaut des Glückes Göttin;
Grimm die greise Schwester schickt sie her.

170 Schritt denn wohl neidherzige Wohlfahrt vorwärts?
Litt denn wohl Neidloser Wachsthum je?

---

18. Gierlosigkeit.

Auch die Tamulen wissen von einer „Reife“ (177) des Gerichts, — wenn das Maaß der Sünden voll ist. Was sie sonst Reife schlechthin nennen, heißt der Zeitpunkt, wo dem Menschen in Folge früheren Verdienstes die Augen aufgehen darüber, daß alles Andre wesenlos, Brahma allein wesenhaft ist.

177 Greife nicht nach dem, was Gier zur Hand giebt!
Reife kommt — dann giebt es saure Frucht.

178 Sinnen auf des Andern liebes Gut macht
Rinnen Thränen um das eigne Weh.

---

19. Nicht Verläumden.

Aehnlich wie wir „hinterm Rücken reden“, nennen die Tamulen Verläumdung „Rückenrede.“ Es sind daher die bildlichen Ausdrücke V. 184 ganz so auch im Original.

181 Gehn mag Haß der Tugend — bis zur Nennung!
Schön, wenn's heißt „er spricht nicht hinterrücks.“

184 Ohn' all' Ansehn angesichts! — Im Rücken
Schon' und sprich mit Rücksicht auf das „Nach.“

---

20. Nicht sinnlose Rede führen.

Im Tamulischen heißt „Sinnloses" (197) zugleich „Nutzloses." In V. 196 setzt der tamulische Erklärer seinen Spaten wieder sehr tief ein und fördert zwei stylistische Feinheiten zu Tage: zuerst die Categorie der „Doppelrede" (sinnloses Wort — kernlose Hülse); und sodann die Categorie des „Forcirten Sinns." (Erstens: Wie kernloses Reis eine Reishülse, so sinnloses Wort eine Worthülse; und zweitens: weil sich in demjenigen, der solche Worte selbstgefällig spricht, das Wissen, welches dem Reiskorn und dem Sinne gleicht, nicht findet, so ist er eine Menschenhülse.") Nun das ist allerdings „forcirt" — gehört aber mit zur Charakteristik des tamulischen Geists, der das Haar spaltet.

196 Den, der Worte ohne Kern umherwirft,
Nenn nicht Mensch, nein, nenn ihn Menschen-
spreu.

197 Sag einmal, wenn's sein soll, Sitteloses!
Wag zu sagen ja Sinnloses nie!

21. Furcht vor Uebelthat.

Das Bild V. 208 ist auch uns geläufig, nicht so ein andres für den gleichen Gedanken. Dieses ruht auf folgendem Sprüchwort: „Mag man die Mutter auch unter noch so viele Kühe verstecken, das Kalb sieht und findet sie doch; so findet auch die „frühere That" ganz gewiß ihren Thäter.

207 Los von jedem Feinde läßt sich kommen,
Bloß der Feindin Sünd' entläuft man nicht.

208 Sie — die Sünde — schleicht ja hinterm Thäter,
Wie der Schatten, bis zum Untergang.

---

22. Schickliches thun.

Dieses Capitel handelt besonders von Schenkungen zur Aufrechterhaltung alten guten Brauchs, wie z. B. für die Vollbringung religiöser Ceremonieen, Ausrichtung von Hochzeiten u. s. w. Der Segen der Wolke wird in

Indien, wo es fast nur zu einer gewissen Zeit des Jahres regnet, zehnfach mehr empfunden als bei uns, und es ist daher kein Wunder, wenn sie stehendes Bild edler Freigebigkeit geworden ist. (V. 211). Auch der „Ortsteich" (V. 215) hat in Indien eine besondre Bedeutung; er dient nicht blos zum Waschen, sondern auch zum Baden, und dessen ist bei den Hindus viel, besonders Morgens. Der „Baum mitten im Dorfe" aber wird nicht bloß durch seine Frucht nützlich, sondern auch durch seinen Schatten annehmlich, denn in Indien heißt es nicht „ein schöner sonniger Tag!"

211 Aecht Freigeb'ge achten auf Ersatz nicht;
Recht wie Wolken wohlthun — ganz umsonst.

215 Gut des großen sitte-frohen Weisen
Thut des vollen Ortsteichs edlen Dienst.

216 Reich wird wohl ein güt'ger Mann; dann steht er,
Gleich dem Fruchtbaum mitten in dem Dorf.

23. Spende.

Wie hoch bei den Tamulen die Spenden stehen, erhellt daraus, daß man die Namen Aller, die sich je durch Freigebigkeit ausgezeichnet haben oder haben sollen, in eine Liste gebracht und in drei Klassen vertheilt hat. Unter den ersten steht Haritschandra. Das Drama, das sich um das Leben desselben dreht und seinen Namen trägt, ist vielleicht das beliebteste. Sehr hoch stellt auch das Gesetzbuch des Jadschnavalkja die Tugend der Freigebigkeit. Die Freigebigen werden, wie die opfervollziehenden Priester, die Veda-Schüler, die Veda-Lehrer u. s. w. der ceremoniellen Befleckung im Augenblicke los und ledig.

224 Weh wird's Einem, wenn man angefleht wird —
Eh man schaut des Flehenden lieb Aug.

229 Geizend einsam für sich selber speisen? —
Reizend ist dagegen Betteln selbst.

230 Tod ist Galle; doch auch die wird Honig,
Droht dem Edlen Spendunfähigkeit.

---

24. Ruhm.

Wie bei den Römern und Griechen, so gilt auch bei den Hindus der Nachruhm als eine Art Unsterblichkeit. In diesem Sinn V. 235, zu welchem der tamulische Erklärer bemerkt: „Leere voller Fülle, Tod voll Leben", ist „das Verkümmern des elementlichen Leibes, während der Leib des Ruhmes gedeiht."

232 Flehende gern Sehende — sie werden
Stehende Gespräch' in Aller Mund.

235 Leere voller Fülle, Tod voll Leben —
Hehre Herzen nur ermöglichen's.

238 Wer nicht Nachruhm zeugt zu seinem Nachwuchs,
Der verunreint nur die weite Welt.

239 Froh gedeiht nicht edler Früchte Fülle,
Wo den Boden ruhmlos Fleisch beschwert.

25. Huld.

Von hier bis Ende Kapitel 33 handelt der Dichter zuerst von „frommen Gelübden“ d. i. gewissen guten Vorsätzen der Büßer zur Ausübung bestimmter Tugenden und zur Meidung gewisser Sünden für den Zweck der Geistesreinigung. Unser Kapitel spricht demnach zuerst von der Grundtugend des Buddhismus — „der Huld“ gegen alles, was Leben und Odem hat.

241 Füll' an Güt' ist aller Fülle Fülle.
Hüll' und Füll' an Gut hat Pöbel auch.

245 Euch, des Huldsinns Helden, trifft kein Unheil.
Zeug', du winddurchwehte weite Welt!

247 Wer nicht reich an Gut, der hat die Erde —
Wer nicht weich an Muth, den Himmel nicht.

248 Die verarmen, mögen nochmals blühen;
Die Erbarmen-Leeren bleiben kahl.

249 Thut ein Huldentblößter wahre Tugend —
Gut, so kennt ein Narr der Wahrheit Kern.

250 Schnell nicht sei zur Schädigung des Schwachen!
Stell erst vor den Stärkern dich im Geist.

---

26. Nicht Fleisch essen.

Das Widerspiel des vorigen. Huldsinn verträgt sich nicht mit Fleischessen und — Tödten der Thiere. Dieses buddhistische Princip haben namentlich die — sonst minder strengen — Dschainas auf eine wahrhaft schwindelnde Höhe getrieben, denn das ist der Grund, weßhalb ihre Heiligen wohl selbst mit verbundnem Mund umhergehen. um nur ja kein Mücklein, das in der Luft schwebt, unversehens mit hinunter zu schlucken und sich so eines Mords theilhaftig zu machen. Man würde sich sehr irren, wenn man bei diesen Leuten ein besonders zartes Gewissen zu finden hoffen sollte. Es bewährt sich eben auch hier, daß alle, die „Mücken seigen", gegebnen Falls „Kameele verschlucken" und grade hier zur Hälfte fast wörtlich. Die Buddhisten auf Ceylon nehmen es so genau nicht; sie essen ganz gern ein Stücklein Fleisch, das etwa ein Muhammedaner oder ein Christ für sie schlachtet, und wissen sich dabei mit dem Beispiel ihres großen Meisters zu trösten, der an einem Stück Schweinfleisch gestorben sein soll. Unser Dichter aber gehört einer strengern Partei an, er verwirft ganz folgerecht auch das Kaufen von Fleisch, weil man dadurch mittelbar das Schlachten befördern würde. Er will daher in demselben Geiste auch die blutigen Opfer nicht, wie das sogenannte „Tausendopfer" (259), und mit Blumenopfern begnügen sich noch heut zu Tage die Buddhisten Ceylons, — nur daß sie in besonders schweren Fäl-

len wohl auch einmal in einem Tempel der brahmanischen Götter oder Dämonen ein blutiges Opfer für sich bringen lassen — verstohlner Weise.

251 Wer sein Fleisch zu mehren, fremdes Fleisch ißt,
Der kann doch des Huldsinns pflegen nicht.

259 Klare Butter träufeln? „Tausend" opfern? —
Wahre lieber — essend nicht — was lebt.

---

27. Buße.

Damit, daß man fremdem Leben kein Leid thut, ist's nicht genug; man muß — sonderbarer Widerspruch — dem eignen Leibe leid thun und sich kasteien (V. 261).

261 Sein Leid selber leidend, den Lebendgen
Kein Leid thun — ist der Kasteiung Kern.

267 Ganz wie Gold, wenn's Feuer loht, durchleuchtet
Glanz die Büßer, wenn das Leiden loht.

269 Wirst du erst der Bußmacht wirklich Meister,
Kirrst du selbst den Tod dir unter'n Fuß.

---

28. Heuchelbuße.

Dieses Kapitel ist wohl am Platze, besonders in neuerer Zeit, wo fast alle dergleichen Leute selbstbewußte Betrüger sind (V. 272) und nur die Maske des Büßers annehmen (V. 274), um auf diese Weise besser ihren Lüsten fröhnen oder wenigstens erfolgreicher betteln zu können. Da des Büßers Aufgabe ist, seinen Sinnen weh zu thun, so lachen alle Sinne vor Freuden, wenn ein Heuchler bloß die Miene annimmt, als wollte er alle seine Sinne methodisch ertödten, im Grunde aber ihnen jeden Zügel schießen läßt (V. 271). V. 273 hat ein ächt indisches Gewand an. Er stützt sich auf die Thierfabel, die uns erzählt, wie einmal eine Kuh das Fell eines Tigers umhing, um so ungestört ein fremdes Feld abweiden zu können. Der Vergleichungspunkt ist klar; das Bild aber ist um so sinniger, da „Kuhweide“ und „Sinnenweide“ im Sanscrit ursprünglich verwandte Begriffe sind. Dem Sanscritaner nämlich als ursprünglichem Viehzüchter war die „Kuhweide“ seine Herzens-Weide, seine Welt. — Aehnlich wie V. 280 — der uns an die gewöhnlichen sivaitischen Religiosen mit „Kahlschur“ und an die ehelosen Tambirans der gleichen Secte mit dichtem „Haarbusch“ erinnert — nur pikanter redet ein andrer Dschaina in einem alttamulischen Gedichte: „Wenn die ewige Seligkeit dadurch gewonnen werden könnte, daß man langes, in einander gewirrtes Haar trägt, im

Wasser badet, auf dem Boden liegt und den Leib abmagert, ei dann möchten auch die Bären, die in den Seeen baden und in den Wäldern umherstreifen, selig werden."

271 Macht sein Fleisch zu martern Mien' ein Schelmherz,
Lacht inwendig auf der Sinne Chor.

272 Klebt sein Herz an selbstbewußter Sünde,
Schwebt umsonst sein Gang wie himmelwärts.

273 Wie die Kuh in Tigershaut dort weidet,
Sieh, so macht's wer Schein sucht ohne Kraft!

274 Schleicht man schlimmer Lust nach — hinterm Bußschein,
Gleicht man Vogelfängern hinterm Busch.

279 Graus der Pfeil; doch süß die krumme Laute! —
Aus der That erschau des Aeußern Werth.

280 Fahr stets fort, der Weisen Gleis zu folgen!
„Haar-Busch" braucht es dann und „Kahlschur" nicht.

---

29. Nicht durch Trug erwerben.

Der tamulische Erklärer dehnt den Umfang dieses Kapitels auch auf das geistige Gebiet aus und schließt Fälle mit ein, wie den, wenn Jemand den Sinn eines philosophischen Systems, ohne sich einem Lehrer zu unterwerfen, trüglicher Weise sich zu eigen macht. Wie viel liberaler sind doch wir auf dem Gebiete des idealen Eigenthums!

281 Sieh, Gedachtes selbst ist bös. Drum denk nicht:
Wie, wenn ich sein Gut anlöge mir?

290 Schwindet dem, der schwindelt, Leib und Leben:
Findet, wer nicht trügt, die Götterwelt.

— —

30. Wahrheitsliebe.

Der Dichter setzt das innerste Wesen der Wahrheit und der Lüge in das Innerste des Sprechenden. Ihm wird auch material Richtiges formal zur Lüge, wenn es nicht „baar von allem Bösen“ (291) — auch von aller bösen Absicht ist; dagegen wird ihm material Falsches formal zur Wahrheit, wenn es „Gutes ohne Flecken fruchtet“ d. h. wenn eine tadellose Absicht zu Grunde liegt, — wie z. B. wenn man einem Wahnsinnigen eine Unwahrheit sagt, um sein Leben zu retten. — V. 293

redet von der innern Kräftigkeit des Gewissens, denn so drückt der Tamule den Gewissensbiß aus: „sein Busen oder sein Gemüth versengt ihn.“ Die christliche Kirchensprache hat noch einen andern Ausdruck dafür angenommen, der wörtlich übersetzt „Gemüths-“ oder „inneres Zeugniß“ lauten würde und also unserm Ausdruck näher kommt. Der tamulische Vedantist freilich dürfte darunter etwas verstehen, was, genau genommen, jedes Gewissen im wahren Sinn ausschließt. Dieser nämlich bezeichnet mit demselben Worte das Brahma, das jedem Menschen inwohnt als das Licht, in „dessen Schein die Vermögen des menschlichen Geistes arbeiten“ und dieses Licht ist wohl Zeuge des menschlichen Denkens und Thuns, aber ganz gleichgültiger Zuschauer. Eine solche Mitwissenschaft (conscientia) ist natürlich keine Mitwissenschaft Gottes und des Menschen um einander, überhaupt kein Gewissen mehr.

291 Was ist Wahrheit? fragst du. — So zu reden,
Daß es baar von allem Bösen ist

292 Wann es Gutes ohne Flecken fruchtet,
Kann, was unwahr, Wahrheit werden auch.

293 Sprich, o Mensch, nicht wider deinen Busen!
Dich versengen wird dein Busen sonst.

---

31. Zornlosigkeit.

Es ist hier, wie es diese Abtheilung mit sich bringt, von der Zornlosigkeit der Büßer die Rede. In diesem Sinne bemerkt der Commentator zu V. 305: „Zu dem Schmerz darüber, daß man die Buße, die den gewünschten Segen verleihen sollte, wegen der Verfluchung Andrer verloren hat, gesellt sich auch der alte Schmerz, daß man noch einmal geboren zu werden hat.“ Hier ein recht schlagendes Beispiel, wie so ganz anders die Hindus ihre Schriftsteller auffassen und erklären. Aus unsrem europäischen Gedankenkreise kommend, meinen wir, wenn wir so einen Vers hören, zuerst immer, wir verständen ihn ganz wohl, bis uns dann der einheimische Commentator bei der Hand ergreift und uns in eine ganz andre Ideen-Sphäre hineinschiebt. — Lust und Zorn gelten dem Hindu als die beiden Hauptleidenschaften, die schon manchen Büßer um den Zweck seiner Buße gebracht haben. Visvamitra z. B. verlor zweimal die Frucht seiner Buße weil er im Zorne dem Vasischtha und dann wieder der Nymphe Rambha fluchte.

302 Schlimm ist Grimm, der doch nichts schafft am Ende;
Grimm, der etwas schafft, ist schlimmer noch.

304 Just im Groll sieh deinen größten Todfeind!
Lust und Lachen mordet er zumal.

305 Mann! willst du dich hüten, hüt vor Zorn dich!
An das Leben wird er sonst dir gehn.

---

32. Nichts zu Leide thun.

V. 314 ist wohl der Vers im Kural, der den christlichsten Klang und die biblischste Farbe hat: den biblischsten Klang, denn er erinnert an das Bild von den feurigen Kohlen (Sprüchw. 25, 21—22, Röm. 12, 20); und den christlichsten Klang, denn er predigt die Feindesliebe. Diese predigt auch eine Stelle in jener köstlichen sanscritischen Episode „Savitri", die in der Uebertragung von Holtzmann so lautet: „Wohlwollen, Geben, Hülfreichsein, wie mit dem Worte, mit der That, von Herzensgrund, ohn Unterlaß, das ist der Guten stete Pflicht. Das übet diese Welt wohl auch aus Menschengunst und Menschenfurcht; die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind." Auch hieraus erhellt, daß es ein Irrthum ist, wenn man meint, das Christenthum habe

zuerst die Feindesliebe gelehrt, wie denn das tiefste Wesen des Christenthums überhaupt nicht in der Sittenlehre liegt.

314 Süß für Sauer, daß er sehr sich schäme!
Das heißt recht betrüben deinen Feind.

315 Schickt man Vormittags dem Nächsten Leid zu,
Rückt es Nachmittags vors eigne Haus.

---

33. Nichttödten.

Interessant ist die Definition des tamulischen Erklärers: „Nichttödten ist — die lebendigen Wesen von den fünfsinnigen an bis zu den einsinnigen herunter — und wär's auch nur aus Vergeßlichkeit — nicht ums Leben bringen. Da Nichttödten die vorgenannten Tugenden alle überragt und die nicht genannten alle einschießt, so steht es zuletzt." Ein neuerer Erklärer dieses alten Erklärers erleuchtet uns dann auch darüber, wie die Sinne an die verschiedenen Wesen vertheilt sind. „Gewächse z. B. haben bloß Empfindung: Muscheln dazu

Geschmack, Ameisen noch dazu Geruch; Bienen auch Gefühl; Vögel, Menschen u. s. w. alle fünf Sinne. — V. 330 errinnert an Weish. Salom. 11, 17. „Womit Einer sündigt, damit wird er gestraft.“

327 Wandern laß das eigne Leben, eh' du
Andern an das süße Leben gehst.

330 Die im Leben fehlbeladen siechen,
Sie entseelten, sagt man, Andrer Leib.

Von der Weisheit.

34. Unbestand der irdischen Dinge.

Nach indischer Anschauung kommt die Weisheit, nachdem die geistigen Vermögen auf dem Wege der „frommen Gelübde“ (s. Kap. 25) gereinigt sind; und das führt dann zur völligen Erlösung. „Man muß aber die Unbeständigkeit aller Dinge erkennen, ehe die Anhänglichkeit an dieselben weichen kann; daher steht dieses Kapitel voraus.“ V. 339 ist natürlich im Sinne der Seelenwanderung zn nehmen.

332 Wie Theater-Zulauf, wächst die Glücksfluth.
Sie zerrinnt dann auch, wie der zerstiebt.

338 Froh entfliegt vom Ei hinweg das Junge. —
So der Seele Freundschaft mit dem Leib!

339 Will man wissen, was Tod und Geburt ist?
Still einschlummern — und erwachen dann.

340 Leben, das im Leibe herbergt, hat doch
Eben keine Heimath hier. Nicht wahr?

---

35. Entsagung.

Die Hindus haben neben einer Wortbildung „Ichheit", die unserem „Egoismus" entspricht, noch eine andre ähnliche, die in strenger Nachbildung „Meinheit" lauten würde. Beide aber haben einen ganz andern Sinn als der Europäer beim ersten Hören vermuthet. Der Zustand der „Ichheit" ist dem Hindu der Zustand „wo man den nichtigen Leib für das wahre

Selbst hält." Der Zustand der „Meinheit" der, „wo man die äußern Dinge, obgleich sie dem wahren Selbst völlig fremd sind, doch als eigne ansieht und behandelt." Von beiden Zuständen soll sich der Büßer, der zur völligen Erlösung emporstrebt, frei machen.

341 Was, was Einer weg von sich geworfen,
Das, das thut ihm dann nichts mehr zu Leid.

343 Schlag — 's ist wünschenswerth — jedweden Sinn todt;
Jag, — 's ist wünschenswerth, — weg jeden Wunsch!

---

36. Wesenserkenntniß.

Wir würden sagen „Philosophie", denn der oberste Satz der indischen Wesenserkenntniß ist der: Nur das Brahma existirt wahrhaft; alles Andre ist im tiefsten Grunde wesenlos. Eine vollkommne Wesenlosigkeit der Dinge außer Brahma scheint unser Dichter nicht zu lehren. Die Theorie, daß die Welt ein bloßer Schein sei, ist überhaupt erst eine spätere Ausgestaltung der indischen Philosophie, sie wurde wohl schwerlich je im vollsten Ernste

6 *

genommen, da sie gegen das unmittelbare Bewußtsein des Menschen allzusehr verstößt.

351 Bahn für Zeugung niedern Lebens macht der
Wahn, der Wesen sieht, wo Schemen ist.

360 Fallen Wahn, Lust, Zorn bis auf die Namen:
Allen Schmerz sieht man dann fallen auch.

---

37. Austreibung der Begierde.

Macht der „Wahn, der Wesen sieht, wo Schemen ist“ „Bahn für Zeugung niedren Lebens“, so ist die „Lust“ oder Begier der „Samen“, aus dem alle Geburt kommt. Der Hindu dreht sich in einem eigenthümlichen Kreise: alles Wünschen ist ihm vom Uebel — und doch soll er sich Wunschlosigkeit wünschen!

361 Mußt erkennen als des Lebens Samen
Lust, denn die zeugt nimmer endend Sein.

365 Freie sind, die lustfrei sind. In dieser
Reihe stehen andre Freie nicht.

369 Läßt man von dei Luft, der Lasten Last, los:
Fest dann fußt die Leuchte ew'ger Lust.

---

38. Das Geschick.

Nicht umsonst steht das Kapitel hier am Ende. Denn nicht eher kommt die sogenannte „Reife" d. i. die Zeit, wo die rechte philosophische Erkenntniß aufgeht, als bis es das Geschick so fügt. Das geschieht aber durchaus nicht in willkürlicher Weise. Das Geschick steht da mit der Wage und wägt Gut- und Unthat gegeneinander ab. Wenn die Wagschaalen gleich stehen, so tritt die Wendung zum Heil ein.

376 Reiß das Haar aus, — was nicht dein ist, kommt nicht;
Schmeiß, was dein ist, weg — nicht weichen wird's.

380 Das Geschick — schnellfüßig ist's, großmächtig;
Was du auch ersinnst, weit hinten bleibt's.

II. Staatsmaximen.

Von der Person des Königs.

39. Königs Größe.

Die V. 381 aufgezählten sechs Stücke bilden das sogenannte Rasangam oder Grund-Erforderniſſe des Königthums. Der Schatten V. 389 deutet auf den „Schirm“, das indische Symbol des Königthums neben dem Scepter.

381 Burg, Schatz, Heer und Bund zu Volk und Räthen —
Durch die Sechs ersteht ein Königsleu.

388 Retter soll'n und Rächer sein die Fürsten;
Götter sind sie dann den Sterblichen.

389 Willig wohnt die Welt im Schatten Des, der
Billig auch ein bittres Wort verträgt.

---

40 und 41. Wissen und Nichtwissen.

Der Commentator meint, der Dichter habe das allen frommende Wissen unter die Erfordernisse des Königthums aufgenommen, weil es bei dem König ganz besonders angebracht sei, indem es da nicht bloß Einer Person, sondern einem ganzen Volke zu gute kommt. Kein Volk Ostindiens dürfte übrigens das Wissen so hoch ehren, als grade die Tamulen, und eigenthümlich ist es, daß es jetzt bei weitem vorwiegend in den Händen nicht der Brahminen, sondern der Sudras — also der Mittelklasse — liegt. Sollte das eine Nachwirkung des Buddhismus sein, der so lange auf den tamulischen Thronen gesessen und von da aus die Pflege der Wissenschaft unter seinen Schutz genommen? Zu V. 393 bemerke ich noch, daß die beiden „Augen der Wohlgeschulten" in der tamulischen Bildersprache „Rechnen und Schreiben" sind — also die beiden Grundelemente aller Bildung.

393 Wohl-Geschulte haben Augen; doch die
Hohl im Kopf sind, — nur ein Beulenpaar.

396 Wie du gräbst, so quillt im Sand das Wasser;
Wie du strebst, so schwillt das Wissen an.

397 Was es sei, du wirst dann heimisch; darum
Hass' ich, wer nicht lernt bis an sein End.

403 Kann er nur vor Klugen gründlich schweigen:
Dann ist auch der Dumm' ein guter Mann.

405 Hält ein Lai' in voller Halle Ansprach:
Fällt zu Boden völlig seine Kunst.

406 Sag', „sie sind"! nichts weiter läßt sich sagen.
Brach, — ein Sandfeld — liegt, wer nichts gelernt.

---

42. Hören.

Daß das Ohr in diesem Kapitel eine so große Rolle spielt, kommt daher, weil alles Studium in Indien ein „Hören" des Lehrers ist, der die Lehrbücher erklärt, die so aphoristisch geschrieben sind, daß man sie ohne mündliche Unterweisung durchaus nicht zu verstehen im Stande ist.

412 „Iß ein Bislein!" sprich zum Leib nicht eher,
Bis dem Ohr jedweder Imbiß fehlt.

419 Wessen Ohr nichts wahrhaft Weises hörte,
Dessen Mund lernt schwer Bescheidenheit.

---

43. Weises Benehmen.

Was ich V. 422 mit „Sinn" gegegeben habe (sanscr. manas), das ist dem Hindu das Vermögen der Vorstellung — und Erregung. Es steht an der Spitze der äußern Sinne und vermittelt die Erkenntniß der Außenwelt an den „Verstand" (Buddhi). Jener (innere) „Sinn" ist gewissermaßen der dienende Minister, der hinter ihm stehende Verstand sein Monarch, der die Eindrücke der Außenwelt als ebenso viele Vorstellungen und Petitionen aus Jenes Hand hineinnimmt. Es geht aber der „innre" Sinn gar leicht mit den äußern Sinnen durch und daher muß ihn die Weisheit des Verstandes zügeln. V. 424 ist vollständig für unsre deutschen Gelehrten, namentlich die Philosophen geschrieben. V. 425 wird verständlich sein, wenn man weiß, daß die Lotus sich — einige am Morgen, einige am Abend — schließen, was den indischen Dichtern zu den lieblichsten Bildern und Gleichnissen Anlaß gegeben hat.

420 Schlecker mit dem Mund, und mit dem Ohre
Schmecker nicht, — sterbt oder lebt! Was thut's?

422 Sinn! dich gängeln soll die Weisheit, lenkend
Hin zum Guten und vom Bösen weg.

424 Schwer Gesagtes faßt die Weisheit leicht, die
Sehr leicht faßlich Tiefgedachtes sagt.

425 Thu dich auf vor Weisen! weis' ist's, daß dann,
Du nicht, wie die Lotus, dich auch schließt.

---

44. Selbst-Zucht.

V. 431 und 432 kommen die sechs Hauptfehler vor, die als „Lust, Grimm, Habsucht, Hoffart, übertriebne Freude und geistige Trunkenheit" aufgezählt werden.

431 Lust und Grimm und Taumelmuth — von diesem
Wust macht sich die wahre Größe frei.

432 Geizen, adellose Freud', unedles
Spreizen: das sind Fürstenfehler auch.

---

45 und 46. Guter Umgang.

Der König soll sich mit tüchtigen Rathgebern und Priestern „weltlichen und geistlichen Räthen umgeben und diejenigen meiden, die am Guten das Gute und am Bösen das Böse leugnen." Ich kann mich nicht enthalten

die Bemerkung des alten tamulischen Commentators zu V. 442 herzusetzen. Danach kommt die Landes-Noth theils von dem Geschick (Dürre, Nässe u. s. w.) theils von Menschen (Feinden, Verwandten, Arbeitern u. s. w.); die Abwehr geschieht dort durch h. Sühne, hier durch Zugutereden, Spaltung, Spendung und Strafe." — „Zur Vorkehr gehört in Bezug auf die erstern Nöthe Erkennung des Schicksals aus Vorzeichen u. s. w.; in Bezug auf die letztern Auskundschaftung der menschlichen Charactere u. s. w. Das ist indische Staatsweisheit!

442 Hege den, der Abwehr weiß in Nöthen!
Pflege den, der Vorkehr weiß, ja auch.

447 Wem wohl wär's gegeben, Den zu fällen,
Dem ein Rath, der straft, zur Stütze dient.

448 Des Belehrers ledge Fürsten brauchen
Des Verstörers zur Zerstörung nicht.

450 Haß der Meng' anziehn, ist schlimm; viel schlimmer,
Daß man fallen läßt der Guten Gunst.

451 Die Bekanntschaft Kleiner scheut der Große,
Wie Verwandtschaft sucht der Kleine sie.

452 Boden wandelt Wasser in sein Wesen;
Oben des Verkehrs den Menschengeist.

454 Flammt wie aus dem Innern auch die Weisheit,
Stammt sie doch aus äußerm Umgang auch.

---

47. Prüfen.

Zu V. 465 bemerkt der Kommentator, daß der König zuerst die gegenseitige Stellung nach Streitkraft, Ort und Zeit, die beste Weise des Angriffs, die zu befürchtenden Hindernisse und die Mittel zu ihrer Beseitigung u. s. w. wohl zu erwägen habe. Ganz gute militärische Regeln, wenn nur die guten Tamulen noch einen König hätten, der sie brauchen könnte. Glücklichweise haben sie seit einigen Jahren wenigstens eine Königin, — wenn auch eine fremde — die das Land nicht mit bloß kaufmännischen Augen ansieht.

463 Brauch der Weisen ist's, nicht, Zins erzielend,
Auch den Grundstock Tilgendes zu thun.

465 Loszugehn, ohn' anzusehn die Lage —
Bloß den Feind im Feld zu fest'gen dients.

467 Wag', wenn du erwogen. Nur der Narr spricht
Nach dem Wagniß: „Nun erwägen wir's."

---

48. Die Stärke ansehn.

Von den vier politischen Mitteln: Zu Gutereden, Spalten, Spenden, Strafen, — wählt vielleicht der König das letzte; in diesem Fall soll er die vierartigen Streitkräfte (Fußgänger, Wagen, Pferde, Elephanten) genau bemessen.

475 Fracht von Pfauenfedern sei's, und dennoch
Kracht die Achse, wird des Krams zu viel.

476 Wer noch weiter strebt auf Astes Spitze,
Der doch wahrlich gräbt sein eigen Grab.

478 Daß der Zufluß noch so klein sei, thut nichts;
Laß den Abfluß nur nicht breiter sein.

---

49 und 50. Zeit und Ort ansehn.

Das Caverydelta im Tamulenlande ist Ein großer Garten voll Reisfelder und Kokoshainen. In tausend

und aber tausend Rinnsälen strömt der Cavery zu seiner Zeit seinen reichen Wassersegen durch das Land. Da stehen dann die Reisfelder unter Wasser, und der Kokku, eine Art Reiher, lauert regungslos den Fischlein u. s. w. auf, bis er seiner Beute sicher ist. Dieß zum Verständniß von V. 490.

481 Krähen kriegen Tags, was Eul' ist, unter.
Sehen soll, wer Sieg sucht, auf die Zeit.

485 Wer da will die Welt sich unterwerfen,
Der sieht still die Zeit ab, unbeirrt.

486 Miene, wie zum Rückzug, und dann Anlauf!
Kühne Kämpen, — wahre Widder sind's.

487 Kein gescheidter König fällt „hui! hui!“ aus;
Nein, still grollend, nimmt die Zeit er wahr.

488 Dein Haupt senke, siehst du deinen Dränger;
Sein Haupt senkt sich, siehst du ihn am Sturz.

490 Mach es, wo du warten mußt, wie Reiher!
Jach auch fahr rechtzeitig zu, wie sie!

495 Ficht's in Fluthschwall, wird das Crocodil Herr;
Nichts wirds völlig, nimmt's zum Land den Weg.

496 Schweift durch's Meer der räderfüß'ge Wagen?
Läuft zu Land ein Meer-durchwandelnd Schiff?

500 Fuchs, wo's sumpfig, fällt den Ilf, der Krieger
Flugs aufspießt mit unerschrocknem Aug.

---

51. und 52. Ausforschung zum Zweck von Ministerwahl; Weise Geschäftsführung.

Der Commentator giebt die Methode dieser Ausforschungen z. B. in Bezug auf „Tugend." „Man schicke Priester und tugendhafte Leute und lasse sie unter feierlicher Betheuerung sagen: Dieser König ist ein tugendloser Mensch, wir haben daran gedacht ihn hinwegzuräumen und einen bessern an seine Stelle zu setzen; das ist Aller Meinung, was denkst du davon?" V. 501.

501 Mußt von Grund aus forschen, wie er steht zu
Lust und Tugend, Glücksgut, Todesfurcht.

506 Wähl nicht, wen du sippelos und bloß weißt;
Fehl nicht scheut er, — ohne Band und Halt.

508 Schau erst scharf, dann trau! und traust du einmal,
Trau, Vertrautes anvertrauend, fest.

509 Traun, nicht treu erst prüfend, und dann zweifeln, —
Graun erzeugt's voll gränzenlosen Grams.

518 Soll Den Lackschmi nicht vergessen, der gleich
Groll faßt, wenn ein Treuer traulich wird?

520 Fürst, stets forsche! Geht grad fort dein Vormann:
Wirst du auch die Welt grad fortgehn sehn.

---

53. Pflege der Angehörigen.

Die Wahrnehmung, daß der Rabe zur Theilnahme an seinem Funde die Genossen herzuruft (V. 527), wird von einem sivaitischen Lyriker des Tamulenlandes schon auch als Emblem gebraucht für den Trieb des frommen Siva-Knechtes, auch Anderen an seiner religiösen Herzens-Freude und an seiner Einsicht in die Mysterien seiner Religion Theil zu geben. Es ist dies die einzige Stelle, die mir in der heidnischen Literatur der Tamulen vorgekommen ist, die wie ein Missionstrieb aussieht — nämlich innerhalb des Brahmanenthums, denn der Buddhismus hat bekanntlich schon lange vor der Zeit des Christenthums seine Missionare nach allen vier Weltgegenden ausgesandt.

522 Theil an Sippschaft mit nie welker Lieb' ist
Heil für dich mit nimmer welkem Trieb.

523 Teichen ohne Damm bei Fluthen=Häufung
Gleichen Fürsten ohne Lehne ganz.

525 Schenkst du schön und redest lind — die Deinen
Lenkst du dann in Schaaren, wie Du willst.

527 Seinen Fund macht kund der Rab' und speist
dann;
Reinen Vortheil hast Du, thust du so.

54—55. Nicht saumselig sein; grades Scepter führen.

Der Commentator giebt zu V. 547 das Beispiel des Tschola=Königs, der seinen eignen Sohn auf ein Wagenrad spannen ließ, und das Beispiel des Pandja=Königs, der seine Hand verstümmelte, die an eine fremde Thür geklopft hatte.

532 Stetes Darben macht den Geist ersterben,
Spätes sich Ermannen Mannesruhm.

534 Schutzlos für den Feigen jede Feste!
Nutzlos für den Faulen jeder Schatz!

542 Nach des Himmels Regen lechzt die Erde;
Nach des Scepters Segen lechzt ein Volk.

543 „Säul' und Schirm der Weisheit und der Tugend" —
Heil, wo so das Herrscher-Scepter heißt!

545 Wolk' ergießt, Fruchtfüll' erspriest, wo immer
Volk geführt von gradem Scepter wird.

546 Schwert nicht schafft den Sieg, nein Königs Scepter,
Fährt er's ungekrümmt zu führen fort!

547 Kühn beschirmt den Erdenkreis der König;
Ihn beschirmt, wenn recht geübt, das Recht.

550 Schickt sein Schwert ein König über Mörder,
Pflückt er Unkraut aus gepflegtem Feld.

---

56. Hartes Scepter.

Nach indischer Anschauung stehen Götter und Fürsten in innigster Beziehung und zwar in so inniger, daß wenn der König, Gottes Stellvertreter auf Erden, die Staatsordnung verkehrt, dieß auch auf die Ordnung der Natur störend einwirkt (V. 559). Aehnlich die chinesische Anschauung, nur daß dort der Monarch auch noch für die Frevel des ganzen Volks sich verantwortlich fühlt und bekennt.

552 Anflehn, kommt's von Scepterträgern, läßt sich
Ansehn wie ein „Gieb!" Beschwerteter.

555 „Jetzt ist's aus." Die so vergoßne Zähre
Aezt das Erz der Fürstenwohlfahrt weg.

557 Was Verschluß der Wolke fürs Gefild' ist,
Das Verdruß des Fürsten für sein Volk.

559 Wenn das Recht verkehrt wird, wird's der Weltgang;
Denn nicht träufeln darf die Wolke dann.

---

57. Nichts Furchteinflößendes thun.

Die Tamulen haben ebenfalls ihr **Malocchio** und nennen es ebenfalls „Bösen Blick.“ Daher z. B. die vielen Amulete, womit sie die Kinder behängen. Den kräftigsten bösen Blick haben natürlich die Dämonen (V. 565), die nach ihrer Meinung die Wälder und Wüsten und Todten-Verbrennungsplätze lieben.

562 Hol' recht heftig aus, doch schlag' recht linde!
Wohl, erwünschtes, weilt dann lang am Thron.

565 Glanz und Glück bei Fürsten sauren Blicks ist
Ganz als hätt' ein Unhold drein geschaut.

567 Straf' und Wort voll Härt' ist eine Feile;
Brav zerfeilt sie Burgen selbst von Stahl.

---

58. Gunst.

Die Vina ist ein unsrer Laute ähnliches Instrument, ich habe es daher gradezu durch „Laute“ gegeben. Es ist das beliebteste musikalische Instrument, und die Sänger pflegen sich damit zu begleiten.

573 Was die Laute, die sich nicht dem Sang eint,
Das ein Auge, drin die Huld nicht spielt.

580 Trifft es, daß den Freund ein Liebenswürd'ger
Gift einträpfeln sieht, er trinkt und schweigt.

---

59. Kundschaft.

„Durch die Späher erkennt der König Alles, was in der Ferne vorgeht; durch das Gesetzbuch Alles, was er in dem gegebnen Falle zu thun hat." So der Commentator.

581 Näher angesehn — sind Königs Augen
Späher und Gesetzbuch: diese zwei.

586 Buß- und Pilgerkleid zur Maske nehmend,
Muß der Späher spähn, durch nichts verblüfft.

---

60. Geistes Stärke.

Das Orginal hat V. 600 statt „hölzern" eigentlich „Bäume" —, die doch mindestens Frucht und Holz liefern, also immer hin etwas nützen.

594 Schlägt kein Schmerz den Geist zu Boden, — sieh dann
Frägt das Glück selbst nach dem Weg zu dir.

595 Auf der Fluth beruht des Lotus Länge,
Auf dem Muth der Manneshoheit Maaß.

597 Noch im Sturz wankt nicht der Geistesgroße;
Hochher ragt der Ilf, schon Pfeil=besät.

599 Wittert er den Tiger, sieh' der Ries'ge
Zittert dann trotz seines scharfen Zahns.

600 Geist ist Mannes wahres Gut; Geistlose
Heißt man „hölzern" — wären sie nur Holz!

---

61 und 62. Freiheit von Schlaffheit; Rührigkeit.

V. 617 klingt mit dem tamulischen Sprüchwort zusammen: „Ein rühriger Fuß ist die Göttin des Glücks, ein säumiger die Göttin des Unglücks" und mit dem deutschen: Ein Jeder ist seines Glückes Schmid. — V. 620 scheint mit 380 in Widerspruch zu stehen; allein ähnliche Wendungen kommen in der indischen Literatur

häufig vor, obgleich es wohl kaum eine Idee giebt, in welcher eine so durchgreifende Einstimmigkeit herrscht. Der Mensch weiß ja nicht, was ihm zugetheilt ist; er hat also seinerseits so zu streben und zu ringen, als wäre er seines Schicksals Meister. Das Schicksal aber kehrt eben nur dann den Rücken (V. 620), wenn die Wage, auf der Verdienst und Schuld mit Gerechtigkeit abgewogen wird, auf eine Wendung zu Gunsten dessen deutet, den es bisher verfolgt hat.

601 Schlechte Luft des Saumsals macht, daß jeder
Echte Funke deines Stamms erlischt.

602 Laß die Lässigkeit! dann läßt sich hoffen,
Daß dein Stamm noch stämmig werden wird.

605 Thier= gleich Brüten, Saumsal, Faulheit, Taumel:
Vier Lustbote, die den Umsturz drohn!

611 „Sehr, sehr schwer ist's." So nicht zaghaft denke!
Sehr, sehr hehr ist ja das Streben selbst.

617 In dem Trägen lebt des Unheils Göttin,
In dem Regen webt die Lackschmi selbst.

618 Gunst des Glücks mag fehlen, 's ist kein Tadel;
Kunst= und Fleißes=Fehl entadelt dich!

619 Läßt auch das Geschick dich nicht ans Ziel hin,
Fest Anstreben ist Anstrengens Lohn.

620 Ei du wirst des Schicksals Rücken sehn noch;
Sei nur unverzagt und ungebeugt!

---

63. In Widerwärtigkeiten nicht mürbe werden.

Was ist das für eine Erinnerung in dem Herzen des Weisen, worauf hin alles Weh weicht (V. 622)? Nach der Vedanta-Philosophie der Gedanke, daß alles Leid bloß eine „innere Idee" ist. So die Commentatoren. Aber auch nach der Sankhja-Philosophie besteht alles Leid der Seele in einem bloßen Reflex, der von einer Verbindung derselben mit den geistigen Vermögen herrührt. — Uebrigens herrliche Sentenzen in diesem Kapitel! Sie haben zum Theil einen biblischen Klang (vergl. 2 Cor. 4, 8—9), obgleich das Metall derselben kein christliches Glockengut ist. Denn hinter diesen schönen Sprüchen — steht das Todtengespenst einer stoischen Abstraction im poetischen Flitterstaat des Pantheismus.

621 Lach und lach, wenn Leid kommt. Nicht so weis' ist's
Nach und nach es zu bewältigen.

622 Hallt nur eins im weisen Herzen wieder —
Bald verrinnt das wogengleiche Weh.

624 Wer dem Büffel gleicht bei jeder Hindrung,
Der macht selbst dann aller Noth viel Noth.

627 Hohe sprechen: „Leib, du bist die Zielscheib'!
Lohe, Unheil! heiß machst du nicht mich."

629 Wen bei Lust nicht lüstet, wird dem eine
Thrän' ins Aug' bei Trübsal treten noch?

630 Nimmt man Last als Lust, dann selbst die Feinde
Stimmt man lüstern nach dem großen Heil.

Von den Erfordernissen des Königthums.

64. Minister.

Folgen nun in 10 Decaden die Grundsätze des Ministeramts. Ist nicht V. 633 wie auf die englische Politik, die Indien zu den Füßen Großbritanniens gelegt hat, gemacht?

633 Spalten und Gespaltnes ein'gen, Ein'ges
Halten aber — ist Ministers Amt.

639 Lieb' er, neben Mutterwitz, das Wissen!
Ueberwitz'ges überrascht dann nie.

640 Meint es schlimm ein Solcher, in dem lauert
Feindesmacht von Milliarden wohl.

---

65. Beredtsamkeit.

V. 648 erinnert den König an seine Pflicht, Minister zu wählen, die zugleich der Rede mächtig sind, weil das für ihr V. 633 bezeichnetes diplomatisches Amt von erster Wichtigkeit ist. Das Sanscrit-Sprüchwort aber sagt: „Unter Tausenden nur Ein Redner!" Der Kranz (V. 650) ist die „Versammlung" (corona). Wer aber darin das Wort ergreift, der soll zuvor erwägen, vor wem er redet, und dabei „Rang, Bildung, Wandel, Glücksumstände, Alter und selbst Gestalt" bedenken, um seine Rede „mundrecht" oder eingänglich machen zu können.

648 Soll die Welt ihm willig lauschen, wenn er
Wohlgeordnet nicht und lieblich spricht?

650 Und duftloser Blum' im Kranze gleicht der
Mund, der Kluges nicht auch mundrecht macht.

---

66. Reinheit des Handelns.

Die eigne Mutter hungern sehn (V. 656) ist dem Hindu die allerpathetischste Situation; denn keine Pflicht wird dem Sohne in den heiligen Schriften der Hindus mehr ans Herz gelegt, als seine Pflicht gegen die Mutter („das schwächere Gefäß"). Die Tamulen gebrauchen für den Begriff „Aeltern" eine Zusammensetzung, worin „Mutter" die erste, „Vater" die zweite Stellung einnimmt.

656 Sieh die eig'ne Mutter hungern, — aber
Flieh die Fährte, die kein Weiser geht.

---

67. Festigkeit im Handeln.

Der „Achsennagel" ist ein häufig wiederkehrendes Bild in der tamulischen Literatur; denn das ganze Land ist wesentlich eine große fruchtbare Ebene, ganz geeignet dem Ackerbau eine hervorragende Stellung zu geben und das Reisen im Wagen zu fördern. Der Dichter redet von Leuten, die, trotz ihrer Unansehnlichkeit, der Staatsmaschine

dieselben Dienste zu leisten im Stande sind, wie der Achsennagel dem Rade, das er an der Achse fest hält.

662 Meid' was mißlich; ist's geschehn, frisch vorwärts!
Leid wird Keinem dieser Wahlspruch thun.

663 Richtig Handeln merkt die Welt am End' erst;
Tüchtig schadet's, merkt man's mittewegs.

667 Sieh nicht hoch herab auf Unscheinbare,
Die vielleicht wie Achsennägel sind.

---

68. Rechte Art des Handelns.

Schon die Alten schildern uns die Art und Weise ausführlich, wie die Hindus die zahmen Elephanten zu Fang und Zähmung der wilden gebrauchen. (V. 678.)

674 Kein Rest bleibe von „Geschäft und Gegner"! —
Ein Rest Feuer bringt gar leicht in Fahr.

678 Hilf durch ein Geschäft gleich mit zum andern.
„Ilf fängt man mit Ilf" das weißt Du ja.

---

69 und 70. Auf Botschaft gehn &c.; Umgang mit Königen.

Auf „Botschaft gehn“, belehrt uns der tamulische Commentator, ist das Amt dessen, der „zur Versöhnung oder Spaltung“ an den Hof eines andern Königs reist. Daß die alten tamulischen Könige ihre Minister und Botschafter gern aus dem Kreise ihrer Verwandten nahmen (V. 698), erhellt auch daraus, daß die Kaste, aus der die Herrscher in Malabar ihre Räthe nahmen, gradezu die Onkelkaste hieß. Vielleicht hängt es ursprünglich mit ähnlichen Verhältnissen zusammen, daß gewisse höhere Kasten im Tamulenlande den Titel „Püllei“ d. i. Kind führen, ein Titel, den man jetzt jedem gebildeten Tamulen zugesteht.

681 Weihe Deß, der als Vermittler geht, ist:
Treue, Adel und gefäll'ge Art.

683 Männer guter Schule hör' er, möcht' er
Gönner sich erwerben in dem Heer.

685 Kürze suchend, Kränkung meidend und voll
Würze redend — schaff' er Vortheil viel.

691 Mit dem Fürsten halt dich, wie mit Feuer;
Tritt nicht nah und tritt nicht fern! dann wärmt's.

698 Sag nicht: „Er ist jünger — mein Verwandter"
Wag nicht, was nicht ziemt vor der „Erlaucht."

---

71. Die Absicht merken.

„Kurippu" d. i. verblümt reden und verblümt Geredetes verstehen, so wie im Gesicht des Andern Inneres lesen — das ist eine Kunst, welche die Tamulen trefflich verstehen und hoch rühmen; sprechen sie doch auch in ihrer Grammatik von einem „verblümten" Zeitwort! Die Tamulischen Ausleger verstehen unter dem „Glied" (V. 703) ein Glied des Staatsorganismus wie Wagen, Pferde, Elephanten und Fußvolk (das sogenannte „Vierglied"). Es wird wohl aber doppelsinnig sein; denn Doppelsinn lieben die tamulischen Schriftsteller. V. 707 ist für den Tamulen noch anschaulicher als für uns, denn die Fassung ist so, daß man in dem Gesicht den vorweglaufenden Herold sieht, und ein solcher läuft auch heute noch dem Gefährt ihrer Fürsten voraus.

703 Die verblümt des Innern inne werden,
Sie halt ja, und kostet' es ein Glied.

706 Was ihm nah steht, zeigt im Glas der Spiegel;
Was ihm nah geht, im Gesicht das Herz.

708 Spricht's nicht vor dem Wort schon Lust und
Zorn aus?
Nichts so geistig doch wie das Gesicht!

---

72. Die Hörer kennen.

V. 714 läßt eine doppelte Fassung zu, einmal: Vor Gelehrten gelehrt und vor Ungelehrten ungelehrt! und dann: Vor Heitern heiter und vor Traurigen traurig! Vielleicht ist die eine wie die andre Fassung beabsichtigt. Der Vergleichungspunkt in V. 718 ist wohl, daß beides gute Frucht schafft.

713 Will man wirken, muß das Wort man theilen;
Still drum lern erst deine Hörer aus.

714 Schau! Vor Sonnenlichten red' auch sonnig,
Grau der Wolke ziemt Umnachteten.

718 Gut vor weisen Leuten reden ist wie
Fluth=Geriesel auf die junge Saat.

720 Vor Unebenbürt'gen willst du sprechen?
Thor, den Nectar schütten in den Staub?

---

73. Sich vor der Versammlung nicht fürchten.

Erst Grammatik im weitesten Sinne, wozu auch Poetik, Rhetorik, Metrik u. s. w. gehört, und dann das Njaja-System, das seiner philosophischen Theorie die Regeln des allgemeinen Denkens, also Logik, vorwegstellt. V. 725.

722 Ein Gelehrter der Gelehrten ist, wer
Sein Gelerntes an Gelehrte bringt.

723 Schnell sich findet, der vorm Feind will sterben.
Stell ihn vorn im Sprechsaal auf — er zagt.

725 Lern' erst Sprach- und dann auch Denkkunst — willst du
Gern entgegenreden ohne Scheu.

---

74. Land.

V. 737 giebt uns ein Bild des Tamulenlands (Vgl. meine Reise nach Ostindien Bd. IV. S. 113 ff.) auf der Coromandelküste Ostindiens, zwischen Tripetty (nordwestlich von Madras) und Cap Comorin im Süden. Es hat „Doppel-Wasser" d. i. Wasser von oben und Wasser von unten oder Quell- und Regenwasser die

Fülle und da es, wo es nicht vom Bengalischen Meerbusen bespült ist, rings von „Bergen" umwallt wird, so empfängt es auch „Fluth dorther", und in dieser Beziehung ist besonders der Cavery zu nennen, der von den Westghats her den Segen auch des West-Monsums zu dem des Ost-Monsums fügt. Er gabelt sich bei Tritschinopoly in Cavery und Colerun, und das Delta, das nun beide Arme umspannen — so recht der fruchtbare Kern des alten Tscholareiches — ist ein wahres Egypten, denn durch tausend und abertausend Rinnsäle wird das Flußwasser über die Reisfelder geleitet, die mit prächtigen Kokosgruppen und Hainen durchwirkt sind. Der „festen Fürstenburgen" aber giebt es jetzt kaum noch eine; denn die Fürstenburg zu Tanjore war schon längst bloß noch ein Schatten, und auch der ist mit dem Tode des letzten Königs vor einigen Jahren gewichen. Nur noch in dem wasserarmen Gebiete von Puducottah steht ein Schemen von Fürstenburg; und auch der Inhaber derselben, der „Tondiman von Puducottah" ist nur ein Schatten des indischen Collectors in Madura. „Hat sich der König gut genommen?" frug mich der Letztere, als ich im Jahre 1851 der Gast des Königs gewesen war und von Puducottha nach Madura hinüberkam. — Von dem Land der Kaller (wörtlich „Diebe"), so heißt nämlich das Gebiet des Tondiman von Puducottah, kommt man in das Land der „Maraver" (zu deutsch „Räuber"), denen die tamulische Poetik (ein Zweig der Grammatik) ein „am hellen Tage Plündern" beilegt. Auf diese Gegend —

eine „heiße Wüste" mit wenig Culturland — deutet das „Mordnest" (V. 735). Es scheint nämlich, daß die Maraver bei „Ramnad" von Anfang an zu den aufstrebenden Nachbarstaaten sich ähnlich gestellt haben, wie die Beduinen sich noch immer zu benachbarten Culturländern stellen: so nämlich, daß sie,. angelockt durch die Genüsse der Cultur, aber ohne Lust zum Culturfleiß, die Schätze derselben „am hellen Tage plünderten."

735 Bloß von Rott' und „Mordnest" — Fürstenplage —,
Los von Zwist und Wirrsal sei ein Land!

737 Gut das Land, wo Doppelwasser, Berge,
Fluth dorther und feste Fürstenburg!

---

75. Burg.

Die Tamulen reden von „Wasser-, Flächen-, Berg- und Waldburgen." Die Vereinigung sämmtlicher Vortheile wird hier als Ideal einer Burg hingestellt. Die „bloße Fläche" ist eine wasserleere, schattenlose Ebene, in der sich der Feind nicht halten kann.

742 Bloße Fläche, Perlenwasser, Anhöh',
Große Schattenwaldung heischt die Burg.

---

76. Finanzen.

Der Commentator meint, der Finanzminister solle die Arbeit Anderer auf dem Wege der Bezahlung oder Bestechung u. s. w. für sich ausbeuten. Ein ebenso mühe- und gefahrloses Geschäft, als wenn man von einer sichern Höhe herab unten die Elephanten kämpfen sieht. (V. 758).

757 Kind der Lieb' ist Wohlthatssinn, und Wohlstand
Sinnt als Wärter auf des Kindes Wohl.

758 Laß den Schatz für dich handthiren! Das ist —
Was vom Berg die Ilfen kämpfen sehn.

759 Gut erwirb! Ein guter Stahl ist's, der den
Muth der Feind' abschneidet. Schärfer nichts!

---

77. Heeresherrlichkeit.

Die Idee, den Todesgott Jama (V. 765) in Person erscheinen zu sehen, ist den Hindus nichts ungewohntes. Mag er sich selbst darüber aussprechen. Savitri, die Gemahlin Satjavats, spricht: „Man sagt, daß deine Boten sonst die Menschen holen, Herrlicher! Wie kommt

es, Herr der Seligen, daß selber du erschienen bist?" Jama antwortet: „Der Pflicht getreu von Tugenden ein Ocean ist Satjavat; drum dürfen meine Leute ihn nicht holen, selbst erscheine ich." (Holzmann, Ind. Sagen, I, 262.)

763 Meer=gleich mag aufkreischen doch der Ratten
Heer! die Schlange zischt — verschwunden ist's!

765 Sei es Jama selbst, der herstürmt — was sich
Frei doch schaart, Stirn bietend, nenn' ich „Heer."

---

78. Heeresselbstgefühl.

„Wenn Helden im Kampfe fielen, so wurden sie in Stein gebildet und aufgestellt" sagt der tamulische Ausleger. Also waren die Feinde, die dem Feldherrn zu widerstehen wagten und im Kampfe fielen, keine gemeinen Krieger, sondern selbst auch Helden! V. 771. Einen ähnlichen Sinn dürften die heroischen Sculpturen haben, die auf den sogenannten Cromlechs in Ostindien gefunden werden (Meine Reise in Ostind. III, 286, 304; V, 85), — mögen die darauf gestellten Helden auch mehr Jagd= als Kriegshelden sein.

771 „Flieh' vor meinem Feldherrn, Feind! denn viele,
Die vor ihm einst standen, stehn in Stein."

772 Hohn dem Bogen, der des Hasen Herz trifft,
Lohn der Lanze, die des Ilfen fehlt!

773 Wilde Wuth heißt „hoher Muth" im Schlachtfeld;
Mild' ist dessen Gipfel dann im Sieg.

79—83. Freundschaft.

V. 788 ist für den Hindu besonders plastisch, da es ihm allerdings begegnen kann, daß ihm das loser ge-gehaltene Gewand entgleitet und er dann in seiner Blöße dasteht. Sehr drastisch ist daher auch die Erinnerung an die schnell zufahrende Hand. — Die Traulichkeit in der Freundschaft ist gleichsam ein köstliches Mahl, daran sich die Seele labt. Die Traulichkeit des Einen ist dann die Speise, und die freundliche Erwiederung derselben Seitens des Andern die Würze, die sich mit derselben aufs innigste durchdringt (V. 802). V. 805 ist ächt indisch, auch dem innersten Gehalte nach. Jeder, so lautet ein indischer Lehrsatz, fällt einmal in Thorheit — urplötzlich und ohne sichtbare „ausreichende Ursache". — das kommt dann vom Schicksal her, das irgend eine Schuld, in

einem frühern Dasein begangen, auf diese Weise gebührend straft. Daran soll der Freund denken, wenn sich einmal der Freund an ihm vergeht. Wo nicht, so mag er es auf Rechnung des „völlig Einssein" zwischen ihm und dem Freunde setzen, vermöge dessen der Freund das thut, was er selbst thun sollte. Also solidarische Haftbarkeit des einen Freundes für den andern dem Geschick gegenüber! — Die „gefaltnen (eigentlich die spitz zusammengelegten und dann erhobenen) Hände sind in Indien der Ausdruck der Ehrerbietung, mit welchem man vor Höhern erscheint. V. 828.

782 Wie der Neumond wächst der Edeln Freundschaft;
Die der Thoren hat des Vollmonds Art!

783 Jeder neue Spruch mehrt Geistes Gnügen,
Jeder Neu=Besuch der Edeln Lust.

784 Wachen und bei Fehl des Freunds drein fahren,
— Lachen nicht — ist edler Freundschaft Zweck.

785 Braucht es langer, inniger Bekanntschaft?.
Taucht nicht Freundschaft auf aus gleichem Sinn?

788 Sei wie Deß Hand, dem das Kleid entgleitet,
Treu=behend, wenn Beistand braucht der Freund.

790 „So, ja so stehn wir!“ Mag man so rühmen, —
„Stroh“ kann doch die ganze Freundschaft sein.

795 Bund mit Dem schließ, der zu Thränen rührend,
Und — andonnernd auch — was Sitt' ist, sagt.

796 Auch die Noth ist gut! Den Freund zu messen,
Brauch sie ja als Maßstab! er mißt brav!

797 Nenn' es einen Hochgewinn, du darfst es, —
Wenn des Thoren Freundschaft du verlierst.

800 Faß recht fest der Fleckenlosen Freundschaft!
Laß von Bösen los und wär's durch Kauf!

802 Dann recht schmackhaft wird des Freundes Trautheit,
Wann du selbst dazu die Würze reichst.

805 Thut der Freund was schmerzt, nenn's „Thorheit“! dünkt dirs
Gut jedoch, nenn's „völlig Einessein.“

813 Diebe, — Dirnen, die nur nehmen, — Freundes-
Liebe, die den Vortheil wägt, sind gleich.

814 Der Genoß gilt nichts, der ausreißt wie das
Störr'ge Roß, wenn heiß die Schlacht entbrennt.

816 Zehn Millionen mehr werth Weiser Freundschaft,
Denn der Thoren dickste Freundschaft je!

817 Zehn mal zehn Millionen mehr vom Feinde,
Denn vom Freunde, der bloß lachen macht!

818 Laß Den fallen, dem zu thun nicht einfällt,
Was er kann, — und fallen laß kein Wort!

821 Schein-Befreundung wird, kommt Zeit, zum Amboß.
Rein wie Eisen klopft man drauf den Freund.

827 Schmiegen nimm nicht an von deinen Hassern!
Biegen eines Bogens — Unheil dräuts.

828 Hehlt nicht auch gefaltne Hand den Mordstahl?
Fehlt des Feindes Thränen wohl das Gift?

829 Die, viel thuend, dich im Grund verachten,
Sie erdrücke, recht schönthuend, du.

84—85. Thorheit und geckenhafter Dünkel.

Von einem Narren darf man nicht erwarten, daß er irgend eine edle Regung zeigt und — spendet. Spendet er doch, so steht ein Bittender vor ihm, der sich ein bedeutendes Verdienst erworben und für den nun das Schicksal eintritt und jenen Knauser zwingt, die Hand aufzuthun und das Verdienst zu lohnen. V. 842. — „Unter Welt" verstehen die Tamulen die wahren Tonangeber in der Welt — die Weisen und Guten. Interessant ist es zu sehen, an was der tamulische Ausleger denkt, wenn V. 850 von „Bejahung und Verneinung" die Rede ist. Er führt beispielsweise den „Glauben an eine Gottheit, an eine andere Existenz, an den Thatenlohn" u. s. w. an. Also es geht gegen die Lokajatas oder Tscharwákas, „Schönredner", — die indischen Sophisten, Materialisten und Atheisten oder „philosophische Charlatane" und „Schwindelgeister", wie sie ein tamulischer Vedantist nennt. Einer dieser „Schönredner" z. B. spricht: „Das Selbst ist der grobelementliche Körper", den man sehn und betasten kann! denn „wenn das Haus brennt, so sucht man mit Drangabe seines eigenen Sohns selbst zu entrinnen", und die Aussagen des Selbstbewußtseins lauten auch danach: „Ich bin feist, ich bin mager." Ein zweiter Tscharwáka: „Nicht im Körper, sondern in den Sinnen liegt das Selbst", denn sobald die Sinnenthätigkeit aufhört, liegt der Körper regungslos; und der Verstand spricht: „Ich sah, ich

hörte." — Ein dritter endlich hält „den Athem für das Selbst, weil, wenn der Athem ausgeht, auch die Sinnes-organe aufhören." Das ist indische Dialektik! Ist denn unsere materialistische Sophisterei besser?

837 Toll der Narr, der reich wird! Sein Haus hungert.
Voll nur fressen fremde Bäuche sich.

838 Reicht dem Sinn-verwirrten Palmwein! Ganz dann
Gleicht der Narr ihm, der zu Reichthum kommt.

839 Süß, o süß ist doch der Narren Freundschaft!
Wie's, o wie's so leicht bei Trennung geht!

840 Grad' wie ein beschmutzter Fuß dem Divan,
Naht der Narr der Weisen Halle sich.

842 Geht das Herz dem Gecken auf und giebt er:
Seht es als Verdienst an Deß, der nimmt.

844 Das ist Dummheit — oder nicht? — der Dünkel:
Was wollt ihr? die Weisheit haben wir!

846 Seine Blöße bergen, nicht die Fehler —
Eine Kurzsicht sonder Gleichen das!

848 Rath nicht hört er und von selbst nicht weiß er's.
Schad', wenn solche Pest erst spät abfährt!

850 Wer das, was die Welt bejaht, verneinet,
Der gilt in der Welt als Teufel dann.

86—88. Feindschaft.

V. 857 räth von persönlicher feindlicher Gesinnung ab, weil sie das Herz verfinstert, so daß man die Gottheit, die in „der Blume des Herzens wallt und webt" (V. 3), nicht erschaut. Dagegen räth V. 867 zu gelegentlichem feindlichen Vorgehn im Interesse des Staates. Also kein Widerspruch! — Diejenigen, die mit dem Bogen scharwerken, sind die Krieger; diejenigen, die mit dem Wort scharwerken, die Minister, Priester, Gelehrten u. s. w. Minder gefährlich aber ist die rohe Kriegsmacht, als die geistige Gewalt (V. 872). V. 876 empfiehlt die „zuwartende Neutralität."

857 Traun, Die von der schwarzen Kunst des Habers
Schaun die Schönheit höchsten Wesens nie.

867 Dessen Feindschaft nimm ja an — selbst zahlend, —
Wessen Vorgehn ruhmlos stecken bleibt.

872 Immerhin dir fremd sei, der des Bogens —
Nimmer, der des Wortes Pflugschar führt.

876 Was auch das Vernehmen sei, — in Zweifel,
Laß Befreundung und Befeindung ruhn.

879 Zart und jung noch fälle du den Dornstrauch!
Ward er stark, fällt er des Fällers Hand.

880 Wer nicht rechter Zeit des Hassers Trotz dämpft,
Der bricht selbst zusammen — wie man haucht.

---

89. Innere Zwietracht.

Eine ächt indische Färbung hat V. 881. Wie der Araber, so liebt auch der Hindu „Wasser und Schatten" sehr. Sie gelten ihm daher als zwei befreundete Naturmächte, von denen man nur Gutes erwarten sollte. Aber siehe, auch sie thun unter Umständen Schaden, und zwar nicht bloß, wenn man sich ihnen in unvorsichtiger Weise hingiebt, sondern an und für sich: denn das Wasser ist sehr verschieden, und auch den Schatten gewisser Bäume, namentlich der Tamarinde, halten die Tamulen für gefärlich. Angenehm und nützlich nun wie Schatten und Wasser in einem tropischen Lande, sind die Verwandten,

und wir müssen uns hiebei erinnern, daß die Verwandtenliebe unter den Tamulen sich viel weiter streckt und viel tiefer geht als bei uns. Aber auch die Verwandtschaft, obwohl man von ihr nichts als Liebes und Gutes erwarten sollte, richtet gelegentlich großen Schaden an. — Auch V. 890 ist für die Tamulen anschaulicher als für uns. Sie haben oft genug Schlangen als ungebetne Gäste, und wenn sie bei der Dunkelheit ihrer Wohnungen irgend wohin treten oder greifen, werden sie von ihnen gebissen. Ein schönes Bild der schleichenden Zwietracht im eigenen Hause, vor der man sich nicht genug hüten kann. — Der Sesam-Same ist stehendes Bild der Kleinheit (V. 889); — und nun bloß ein Splitter davon, ja nur ein Splitterchen!

881 Grimmes auch thut Wasser wohl und Schatten.
Schlimmes auch steckt in Verwandten-Art.

882 Sie, die freundlich thun und feind sind, fürchte!
Die wie blanke Schwerter dastehn, nie!

883 Hüt' dich vor dem innern Feind! er schneidet,
Sieht er schwach dich, los als wie auf Thon.

884 Tritt ein Freund unedlen Sinns als Feind auf:
Mit sich nimmt er Viel' — und viel Weh macht's

889 Groß Verderben birgt geheimes Grollen;
Bloß ein Sesamsplitterchen genügt.

890 Eben wie bei Schlangen hausen ist das
Leben unter Herz=Zerfallenen.

---

90. Die Großen nicht gering achten.

Mit Recht versteht der tamulische Ausleger unter den „Großen“ nicht bloß die Könige, sondern auch die „Geistesgroßen“ — die sogenannten „Schwer=Büßer“, deren Macht über alles geht, was im Himmel und auf Erden ist. Letztere führen den stehenden Titel „Berggleiche“ und ähnliche (898); denn wie die Berge innerlich unerschüttert, ertragen sie nach außen hin wie die Berge „Sonnenschein und Regen.“ Der tamulische Ausleger erinnert uns V. 899 an den „König“ Nahuscha, der eine Weile den Thron Indras einnahm, davon aufgeblasen aber zu freveln anfing und zwar zuletzt selbst gegen die Rischis, die er wie Pferde vor den Wagen spannte. „Allein die Rischis, die hocherhabnen, fuhren nicht — so schnell als er in Liebesbegier — verlangte; darum spornte er — mit seinem Fuße den heiligen Agastja — und schrie zu ihm: „„Fort, Schleicher, fort!““ — Da war durch diesen Frevel gebrochen — die große Macht des Nahuscha. — Es standen still die

heiligen Rischi — und also rief Agastja aus: — Ja, Schleicher, fort! als schleichende Schlange — du Frevler, aus dem Himmel fort! — Da stürzte von dem Wagen so- sogleich — als Schlange Nahuscha herab" — Holtzmann, dessen Uebertragung aus dem Sanscrit ich hier wiedergegeben habe, da mir der Sanscrittext nicht vorliegt (Ind. Sagen I, 336) bemerkt dazu: „Die sieben Rischi sind noch am Himmel zu sehen, wie sie den Wagen des Nahuscha ziehen; drei an der Deichsel, zwei auf jeder Seite. Da in der Sprache der Götter der Name für Rischi sonst gleichlautend ist mit dem Namen des Bären (Rickscha), so haben die Menschen aus den sieben großen Rischi einen großen Bären gemacht. Daneben sieht man auch noch den Nahuscha, wie er eben als Schlange vom Wagen herabstürzt."

895 Flieh wohin du willst! dem Tod entfliehst du
Nie doch, wenn ein mächtger Fürst dir zürnt.

898 Fest gewurzelt auch — dein ganzes Haus fällt:
Läßt du, die „wie Fels stehn", ungeehrt.

899 Wenig zornig Zischen nur — und selbst der
König stürzt und geht in Flammen auf.

906 Mag er himmlisch leben, machtlos ist, wer
Zag sich zeigt vor Weibes „Bambus-Arm".

91. Den Weg der Frau gehen.

Der „Bambus gleiche Arm" (V. 906) spielt in der indischen Poesie eine große Rolle, wie denn überhaupt der Bambus, dessen malerische Gruppen jedes für Naturschönheit empfängliche Auge fesseln, häufig erwähnt wird. Natürlich fällt hier ein Seitenblick auf den Arm des Feindes in der Schlacht, der wohl eher zu fürchten wäre. Die Scheu oder Schüchternheit des Weibes wird als Hauptzierde zarter Weiblichkeit auch in Indien empfunden. Und kein Volk wohl hat ein sinnigeres oder innigeres Bild dafür. Das Weib heißt in der tamulischen Poesie geradezu die „Schlingpflanze." Die Schlingpflanze sucht einen benachbarten Baumstamm, und indem sie ihn als Stütze nimmt, schmückt sie ihn mit ihren Blüthen. So sucht das Weib des Mannes Schutz und flicht ihm dafür „himmlische Rosen in's irdische Leben." Welch eine Verkehrung des natürlichen Verhältnisses, wenn der „Stamm" an die Schlingpflanze, und nicht die Schlingpflanze an den Stamm sich lehnt!

907 Schöner vielmals ist das scheue Weib als
Jener Mann in eines Weibes Dienst.

92. Freche Dirnen.

Der Sinn von V. 913 ist das gerade Widerspiel des frechen Wortes von Heine: „Den Leib möcht' ich noch haben, den Leib so frisch und jung; die Seele könnt ihr begraben, hab selber Seele genung." Wer da weiß, welcher Abscheu dem Hindu vor einer „Leiche", und welche Furcht ihm vor dem „Dunkel" der Nacht, in welcher die Dämonen walten, innewohnt, der wird die Stärke des Vergleichs ermessen. — Der „Glückverstoßene" V. 920 tritt als eine Art Lumpenkönig auf, dessen Gefolge in frechen Dirnen, Würfel und Becher besteht.

913 Leich' umfahn im Dunkeln — o wie schaurig!
Gleich kommt feiler Dirn' Umarmen dem.

920 Frecher Dirnen Schaar folgt Glücks-Verstoßnen,
Becher auch uud Würfel hinterher.

---

93 und 94. Rauschtrank und Glücksspiel.

Auf das Capitel von den frechen Dirnen folgen nun zwei Capitel von „Rauschtrank und Glücksspiel" — dem natürlichen Gefolge geschlechtlicher Ausschweifung. (V. 920).

Das „Würfelspiel“ ist bereits eine alte Untugend der Hindus. Die poetische Sage weiß von mehr, als einem König, welcher sein Reich darüber verloren hat. Das große Epos der Hindus selbst stellt uns eine solche Würfelspiel-Scene vor Augen, worin die Pandavas gegen die Kauravas Land und Leute verlieren; und die Perle desselben, die Episode von Nalus und Damajanti, setzt denselben tragischen Hebel in Bewegung. Nicht umsonst stammt das Schachspiel aus Indien, und nicht umsonst liegt ihm ursprünglich die indische Schlachtordnung zu Grunde: Elephanten, Pferde, Wagen, Fußvolk. Es ist eben ein aristocratisches, ja königliches Spiel. Als ich Gast des Königs von Pudusottah war, richtete er sehr bald die Frage an mich, ob ich mit ihm Schach spielen wolle. Der Dichter handelt das Spiel gewiß nicht ohne tieferen Grund hier im zweiten Buch ab, wo der König und seine Minister die Hauptrolle spielen. — Nicht in dem Maße, wie das Glücksspiel, ist der „Rauschtrank“ echt indisches Laster. Schlimm, daß die Europäer zur Steigerung desselben viel beigetragen haben; und doppelt schlimm, daß selbst die britische Regierung — so stand es wenigstens noch vor zehn Jahren — die wachsende Trinksucht zur Mehrung ihrer Finanzen ausbeutet. Ich erinnere mich noch wohl nachfolgender Aeußerung eines englischen Officiers im mittleren Alter aus dem Jahre 1850: „Ich weiß noch die Zeit, wo es eine wahre Seltenheit war, daß ein eingeborner Soldat einmal der Trunkenheit wegen bestraft wurde, während jetzt das Gegentheil

eine Ausnahme ist.“ Dieser Officier gehörte der Madras-armee an. Unter den höheren Klassen jedoch herrscht verhältnißmäßig noch immer ein starker Widerwillen gegen berauschende Getränke, obschon „Junginbien“ auf diesem Wege europäischer Bildung gute Fortschritte macht. Wenn es V. 923 heißt, daß die Trunkenheit selbst von der „Mutter“ mißfällig vermerkt werde, so hat das in Indien einen besonderen Sinn; denn dort sind die Mütter gegen ihre „Herren Söhne“ — keine bloße Redensart in Indien, wo die Mutter nur um des Sohnes willen eine Stelle im Hause einzunehmen scheint — in der Regel gar zu nachsichtig, so nachsichtig, als ob sie ihre Liebe den Affen abgesehen hätten, die etwa auf den Banianenbäumen an der Straße mit ihren Aefflein ihr überzärtliches Spiel treiben.

923 Rausch heißt selbst die eigne Mutter „Makel“.
Lausch denn, was ein Weiser dazu sagt.

925 So für Geld Sichselbstvergessen kaufen —
O das heißt vergessen jede Scham.

926 Den Betrunknen lehren willst du? Such denn
Den Ertrunknen in der Fluth mit Licht.

930 Wenn er — nüchtern — Trunkne sieht, ei sieht er
Denn da nicht sein eignes Jammerbild?

931 Laß das Spiel! Für dich ist selbst Gewinn, was
Das Metall des Hakens für den Fisch.

940 Neuer Hang zum Leben, wenn es leidet!
Neuer Drang zum Spiel, wenn es verliert.

---

95. Arzenei.

Der letzte Vers des vorhergehenden Kapitels leitet, wenigstens dem Wortlaut nach, auf die Arzenei herüber, die hier ziemlich unvermittelt eintritt. Eine bessere Gesundheitsregel für Ostindien läßt sich nicht geben, als die: „Weder zu viel noch zu wenig!" Denn beides — auch das Zuwenig, — und zwar im Essen und Trinken, Schlafen und Vergnügen, Arbeiten und Feiern — rächt sich in Indien besonders schnell und stark. Die indische Natur hält selbst strenge Hausordnung, und verlangt ein Gleiches von allen, die in ihrem Hause gasten. — Als die drei Krankheitsbasen gelten in der indischen Medicin „Wind, Galle und Schleim". Darauf führen die indischen Aerzte jede Krankheitserscheinung zurück (V. 941). — V. 950 haben wir einen Aufriß des medicinischen Lehrgebäudes unter den Tamulen. Der Ausleger zerfällt jeden der vier Theile in vier Unterabtheilungen. Sehr naiv steht unter der Rubrik „Kranker" die „Bemitteltheit" obenan;

dann kommt Folgsamkeit gegen den Arzt, Offenheit über den Krankheitszustand, und Aushalten der Kur! Von dem Arzte dagegen wird unter Anderem auch „Reinheit an Sinn, Rede und Leib" verlangt; und es fragt sich sehr, ob man in Europa das Amt eines Arztes immer auch nur ebenso sittlich auffaßt. Die strengste Forderung wird an die Arzenei selbst gestellt: sie soll gleich in erster Instanz für mehrere Krankheiten passen. Was endlich die Krankenpflege anlangt, so dürften sich immerhin manche unserer europäischen Krankenanstalten die aufgestellten Regeln zur Richtschnur nehmen. Sie lauten: „Liebe zum Kranken; Reinheit an Sinn, Rede und Leib; dem Worte des Arztes gemäß handeln; Erfahrung!"

941 Kind des „Allzuviel und -wenig" nennt man
Wind und Gall' und Schleim — der Uebel drei.

950 Hier sind: Kranker, Arzt, Arznei und Pfleger!
Vier der Theile hat die Medicin.

96—98. Edle Geburt; Ehrenhaftigkeit; Größe.

Auch hier, wo doch die Gelegenheit geboten war, vermeidet der Dichter das eigentliche Wort „Kaste" (Sâthi),

gebraucht vielmehr Wörter, die unserem „Haus" oder „Familie" entsprechen („ein Mann von Familie"). Freilich er redet auch nicht gegen das Kasten-Institut als solches, denn das wurde selbst von den strengen Buddhisten, geschweige denn von den milderen Djainas, auf bürgerlichem Gebiete beibehalten; und in Ostindien existirt eben auch die Sittlichkeit in der Regel nur in der Kastenform. Was er allenthalben bekämpft, ist der böse Kastengeist, der sich auf den Geburtsadel, abgesehen von aller Adelsgesinnung steift — und er weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen der äußeren Kastenehre und der wahrhaft sittlichen Ehre: „Wo man gegen den Brauch verstößt, verkehrt's die Familie; wo Schamlosigkeit wohnt, wird sie alles, was gut, verkehren." — Die Kunri, eine kleine Frucht (V. 965) ist, wie der Sesam-Same, Bild der Kleinheit. Sie stellt einen perlenartigen rothen Kern dar mit einem schwarzen Flecken an der Spitze. Von den Heuchlern heißt es denn: „Es giebt Leute, die, obgleich äußerlich, wie die Kunri anzusehn, innerlich schwärzer sind, als deren Spitze." — Von dem Kavarima, einer Art Reh, (V. 969) fabelt man, daß, wenn es nur Ein Haar verliere, es sich den Tod gebe.

955 Fällt auch auseinander alte Fülle,
Hält doch alter Adel fest an Art.

957 Fern hin scheint, wie Mondes-Flecken, eines
Herrn von hohem Stand anstöß'ger Fehl.

958 Kund macht, was den Boden birgt, der Schößling —
Mund des Sprößlings die Familien-Art.

960 Tadelfreie Güte ziert der Schamsinn,
Adel — Demuth gegen Jedermann.

963 Bist du hoch, so beug dich! stehst du niedrig,
Ist es an der Zeit, daß du dich hebst.

964 Fallen Männer unter'n Stand, dann gelten
Allen sie wie Haupt-entfallnes Haar.

965 Wandelst du auch berggleich, du verzwergst doch,
Handelst zwerghaft du nur Kunri-groß.

969 Gleich dem Reh, das stirbt, wenns Ein Haar einbüßt —
Fleuch das Leben, wenn die Schmach dich sucht.

972 Merke! Alle werden gleich geboren;
Werke bringen Rang-Verschiedenheit.

878 Große werden stets sich beugen; Geistes-
Bloße stehn in Selbstbestaunung da.

980 Blöße Andrer deckt die Geistes-Klein' auf;
Größe deckt der Andern Blöße zu.

99—100. Vollkommenheit. Gute Art.

Die „Vollkommenheit“ — d. i. die Zusammenfassung aller nur möglichen Tugenden — wird V. 989 als ein Ocean gedacht, das von dem Vollkommnen umfangen — und zugleich gewahrt wird.

987 Uebt man Liebe nicht für Liebeloses:
Giebt dann Frucht noch die Vollkommenheit?

989 Wer, wenn das Geschick selbst schwankte, nicht wankt,
Der heißt „Ufer der Vollkommenheit.“

996 Halt hat an den Sittigen die Sitte.
Bald sonst kriecht sie in den Staub und stirbt.

997 Stolz auf seine Feilen-Schärfe sei man!
Holz doch gleicht man, — fehlt die Menschenart.

---

101. Ungenützter Wohlstand.

Das Bild V. 1007 ist für den Hindu noch bedeutungsvoller, als bei uns, wo man eine höhere Bestimmung des Weibes nicht kennt, als die für den Mann, und wo doch das Weib so schnell altert.

1007 Schau, des Geiz'gen Hab' ist eine feine
Frau, die unvermählt zur Greisin wird.

1008 Sittenlosen Knausers Glück ist, wie wenn
Mitte Dorfs ein Giftbaum Früchte trägt.

1010 Sehr schnell weicht des würd'gen Reichen Mangel;
Leer wird auch des Himmels Wolk' einmal.

---

102. Schamhaftigkeit.

V. 1013 ist wohl einer der sinnigsten Sinnsprüche aller Literaturen. Man würde aber sehr irren, wollte man die erste Hälfte im Sinne jenes Wortes auffassen: „Die Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Die Verleiblichung als das höchste Ziel des Geistes

anzusehen, wird keinem Hindu einfallen, zu welcher Secte er auch gehöre; denn darin stimmen alle überein, daß der Leib („Deham" nach indischer Etymolgie „der Beschmutzer" nämlich des Geistes) vom Uebel, und Entleiblichung des Geistes das höchste Gut sei. Nur von den Vedantisten wird zuweilen die Verleiblichung beziehungsweise als ein Segen angesehen, insofern nämlich nur in diesem Zustande die zur Erlösung nothwendigen Hülfsmittel (als „Lehrer, Schriften, Geistesvermögen") für die Seele zugänglich und nütze werden, — also als eine Art Heilszeit. Der Sinn unseres Verses ist einfach der: Alles Leben sucht sich zu verleiblichen, und dadurch einen Halt zu bekommen. So sucht auch die Tugend sich in der Schamhaftigkeit zu verkörpern, und dadurch Bestand zu gewinnen.

1012 Was nur lebt, das hat gemein die Nährung.
Das was Menschen eigends schmückt, ist Scham.

1013 Leben sucht Verleiblichung; der Tugend
Streben geht auf Hüllung in die Scham.

1020 Leben lügt die Puppe, die am Draht geht.
Eben so des Schamentblößten Gang!

103. Wie man seine Familie hebt.

Lakschmi schürzt sich selbst, und arbeitet Dem vor, der sich die Hebung seiner Familie zur Aufgabe macht. Sie ist eben nicht bloß Göttin der Schönheit und des Glückes, sondern auch des häuslichen Fleißes — das Ideal einer indischen Hausfrau.

1023 Läßt sich Jemand aus: „Für's Haus nun wirk ich" —
Festgeschürzt geht Lakschmi vor ihm her.

---

104. Ackerbau.

Auf das Haus folgt der Ackerbau, als die Grundlage eines geordneten Familien- und Staatslebens. Ein höchst interessantes Kapitel. Das Tamulenland auf Koromandel zwischen Tripetti und Cap Comorin ist der Theil Indiens, wo recht eigentlich die Urbevölkerung der Dravidas wurzelt und gipfelt, was der Name selbst — eine auf bestimmten Lautgesetzen beruhende Verderbung von „Dravida" (Tamila) — andeutet. Diese, wie es scheint, den Tartaren u. s. w. näher verwandte Urbevölkerung trieb an den Küsten Fischerei, in den Bergen Jagd, und in den Fruchtebenen meist Viehzucht. Noch

Ptolemäus weiß von „nomadischen Sorai" (offenbar Sola, wovon Sola-Mandalam, Koromandel d. i. Sola-Land) im Kaverygebiete, dem eigentlichen Kern des Tamulenlandes, und von „brahmanischen Magiern", im tiefern Süden. Von Süden aus, scheint es, verbreitete sich zuerst die brahmanische Staats- und Lebensordnung nach Norden hinauf, und die Grundlage derselben ist der Ackerbau. Ein Theil der culturscheuen Dravidas entwich in die Berge; und es scheint, dazu gehören auch die „Todavas" auf den blauen Bergen, die noch heute einen tamulischen Dialect sprechen, und dem Nomadenthum ergeben sind; wie denn ihr Name selbst nichts anderes zu bedeuten scheint, als „Heerden-Männer". Die in der Ebene blieben, konnten dem Pfluge nicht entfliehen; sie ergaben sich theils selbst dem Ackerbau, theils, — den „Plack" desselben „fliehend" — den Früchten und den sittigenden Wirkungen desselben (V. 1031).

1031 Um den Pflug dreht sich die Welt, — selbst fliehend;
Drum ist Pflügen, wenn gleich Plack, das Haupt.

1032 Bauern sind der Erden-Achse Nägel.
Dauern kann durch sie nur jeder Stand.

1033 Acker-Bauer leben; die nicht, die sich
Wacker bücken, — hinter Andern her.

1039 Ruht der Hausherr heim, nicht selber gehend:
Thut, der Hausfrau gleich, der Acker spröd'!

1040 Schaut es Den, der arm sich nennt und dasitzt: —
Laut dann lacht das wackre Hausweib — „Feld."

---

105. Mangel.

Der tamulische Commentator meint im vollen Ernste, schlummern „selbst im Feuer" sei thunlich (V. 1049) — mit Hülfe von Zaubermitteln, — während es für den Armen gar „kein Mittel" gebe, sich Schlaf zu verschaffen, weil die Armuth heißer brenne, denn Feuer.

1046 Noch so Wundersinn'ges mag man sagen:
Doch bleibt Unsinn Bettelarmer Wort.

1049 Schlummer selbst im Feu'r ist thunlich. Armuths-
Kummer kennt kein Mittel für den Schlaf.

106—107. Betteln; Scheu vor Betteln.

Der Grundton von 1052, 1054, 1056 u. 1058 ist: „Geben ist seliger denn nehmen" und darum eben ist das „Nehmen" unter Umständen noch verdienstlicher als das „Geben". Es giebt Viele die mit Grazie zu geben, Wenige, die mit Grazie zu nehmen wissen. (V. 1058) — Obgleich die Worte V. 1062 „Frei umirrend darb' er selber dann"! auf einer Voraussetzung ruhen — „Ei, wenn Brahma selbst das Betteln wollte", — die sich der Dichter als unmöglich denkt, so würde er doch einen solchen Ausdruck kaum gewagt haben, wenn er ein rechtgläubiger Brahmanist gewesen wäre. Es ist hier übrigens nicht die Rede vom Brahma (das Brahma) der Vedantisten, sondern von Brahma (der Brahma), der ersten Person in der volksmäßigen „Dreigestalt" (Trimurti), — dem die Schöpfung oder vielmehr die Weltbildung insbesondere zugeschrieben wird. — Reis ist im Tamulenlande so reichlich und billig, daß ein tamulisches Sprüchwort sagt: Ist denn für das Ani Pülley (eine Art Eichkätzchen, das gern in den Palmyradächern der Menschenwohnungen haust) Nunchu — ein gewisser Fleisch-Theil der Palmyrafrucht — etwas Seltenes? Ist denn für die religiöse Bettlerin Reis etwas Seltenes?" Das Tamulenland repräsentirt das eigentliche Reisland, und selbst der abendländische Ausdruck „Reis" (classisch Oryza) scheint dorther zu stammen, denn die Tamulen nennen es Arisi. Wer im Tamulenlande nicht mehr Reis satt hat, der ist sehr

arm, aber ehe er noch zum Grassammenbrei (V. 1065) — denn die Körnerchen einer gewissen Grasart werden allerdings gegessen — hinabzusteigen braucht, mag er allenfalls zu Kollu, einer Art Linsen, an denen sich Ochsen und Pferde laben, oder dgl. seine Zuflucht nehmen. Daraus wird erhellen, in wie starken Ausdrücken der Dichter die Süßigkeit des eigenen Herdes preist. Dem brahmanischen Hindu, der sich durch den Ackerbau von den umwohnenden Jäger-Fischer- und Nomadenstämmen vortheilhaft unterschied und unterschieden wissen wollte, wurde bekanntlich die Kuh als besonderes Hilfsmittel des Ackerbaus zu einem heiligen Thiere. Aber auch für einen so heiligen Zweck, als die Tränkung einer Kuh, selbst nur um die kleinste Gabe — Wasser — zu bitten wird dem Schamhaften schwer (V. 1066). Wie vielmehr um Geld für Profanzwecke — und wohl gar für sich selbst!

1052 Wenn das Auserbetne ohne Last kommt,
Nenn' ich selbst das Bitten eine Lust.

1054 Bitten kommt dem Geben gleich vor Dem, der
Mitten selbst im Traum nichts weigern kann.

1056 Da es will'ge Geber giebt, so wagt man
Nah vor's Auge bittend hinzustehn.

1058 Nähme Niemand, — wie am Drahte ging' und
Käme dann die frische, grüne Welt.

1062 Ei, wenn Brahma selbst das Betteln wollte —
Frei umirrend darb' er selber dann!

1065 Brei wie klares Wasser von Grassamen
Sei es! — süß ist eignen Fleißes Mahl.

1066. Schwer wie Betteln kommt doch nichts der Zung' an —
Wär' es nur um Wasser für die Kuh.

1067 Hier bei allen Bettlern bettl' ich: „Bettelt
Ihr einmal — beim Geizhals bettelt nie."

1068 Schnellt es gegen jene Klippe „Knauser" —
Schellt entzwei das Schifflein „Bettler" dann.

1069 Hört er selbst sich betteln — schmilzt das Innre;
Wehrt man ihm, vergeht's erinnrungslos.

1070 O, den Mund kaum öffnend stirbt der Bettler;
Wo denn birgt des Weigrer's Leben sich?

---

108. Böbelei.

Mit der Majestät des Königs begann das Buch vom

Staate, als dem „alle Zeit Mehrer des Gutes“; mit dem Proletariat schließt es. Die drei ersten Verse namentlich sprudeln von Humor. V. 1072 erinnert fast an Pred. 1, 18. V. 1073 ist für den Djaina, der über das Brahmanische Pantheon hinaus ist, charakteristisch. Die brahmanischen Ausleger freilich helfen sich damit, daß sie den Vergleichungspunkt blos in die völlige Schrankenlosigkeit setzen: Wille und Können gleich! Ja, wenn die brahmanische Volksreligion nicht so viele anerkannte Geschichten und Geschichtchen von den Göttern wüßte, die mehr als pöbelhaft sind! — Was ich V. 1076 mit „Trommel“ gegeben habe, heißt im Text „Parei“; daher der Name der Pareijer (gewöhnlich „Pariahs“), „die Trommelschläger“; und sie werden eben gebraucht, wenn es etwas auszurufen giebt. Es knüpft sich daher für den Tamulen an dieses Bild die Idee besonderer Gemeinheit.

1071 Wie so Menschen-ähnlich sieht der Pöbel!
Nie so Menschengleiches sah ich je!

1072 Weit glücksel'ger sind doch Wicht' als Weise!
Schreit denn je ein Schmerz in ihrer Brust?

1073 Ja wie Götter sind gemeine Seelen,
Da sie, was sie lüstet, gleich auch thun.

1074 Nimmt das niedre Volk noch losres Volk wahr,
Stimmt es sich hinauf, und thut gar stolz.

1075 Niedertracht! dein sittig Wesen — Furcht ist's;
Bieder macht ein bischen wohl auch Gier.

1076. Klein Gesinnte gleichen Ausrufstrommeln.
Kein Geheimniß, das sie nicht ausschrein!

1078 Pöbel muß man pochen, Zuckerrohr gleich.
Hebel wird für Weis' ein halbes Wort.

1080 Wofür wird die Pöbelseele taugen?
Dafür daß, wenn angst, sie sich verkauft.

III. Ehestands-Mottos.

Vorweg nur Eine Bemerkung. Dieser Theil wird zu gleicher Zeit auch mystisch ausgelegt. Also eine Art „Hoheslied“ Dem Hindu erscheint die ganze Weltgestaltung als ein „Spiel“ Gottes, und das Verhältniß zwischen Gott und Menschenseele als „Liebesspiel“. Dieß der Grund und Boden für jene mystische Uebertragung. Es braucht wohl übrigens kaum der Bemerkung, daß an eine mystische Ausbeutung der einzelnen Züge nicht gedacht wird.

1. Die heimliche Ehe.

Lassen wir uns erst von der tamulischen Poetik erklären, was die heimliche Ehe ist. Da sagt uns nun zunächst der alte Nambi, ebenfalls ein Djaina: „Die heimliche Ehe voll herzfüllender Lust hat, unter den zu nennenden Vermählungsarten, die Natur der Gandharba-Ehe“ und ein Neuerer: „Sie besteht darin, daß der Herr und die Herrin, gleich an Schönheit, Wohlstand, Alter, Familie, Charakter, Liebe u. s. w. ohne alle Vermittlung (durch Respektspersonen) sich einander entgegenkommen und verbinden.“

Diese heimliche Ehe, die später stets in die öffentliche übergehen kann, paßt sich nur für „Gottesgelehrte, Könige, Kaufleute und Handwerker“ — also die vier Hauptkasten, — und daneben allenfalls noch für die Standespersonen der niederen Kasten, die an den fünf Orten wohnen: „Hügel-Heide-Wald-Frucht- und Strandland.“ Die heimliche Ehe also, — man könnte sie auch die sentimentale nennen, — hat einen gewissen aristokratischen Anstrich. Sie ist ein Abbild der Ehe, wie sie die Gandharbas, die himmlischen Musiker, zu schließen pflegen. Charakteristisch genug!

109. Verwirrung über die Anmuth.

Der Jüngling begegnet einer Jungfrau in einem Haine. Ihre Begleiterinnen zerstreuen sich zum Spiele und auch seine Begleiter gehen beiseit. Nun heißt es in der tamulischen Poetik, deren Motto's hier ausgeführt werden: „Sieht der Jüngling eine junge Gazelle, d. i. eine Jungfrau, so kann er in Zweifel gerathen, ob die Erscheinung nicht etwa gar eine Himmlische sei, (V. 1081) dafern Gestalt und Ort etwas Absonderliches haben.“ Und woran soll er erkennen, daß ein gewöhnliches Erdenweib vor ihm steht? An den „gemalten Strichen, an den gemachten Schmucksachen, an den welkenden Blumen, an den sich da sammelnden Bienen, an dem nicht schwebenden, sondern die Erde berührenden Fuß, an dem blinzenden Auge, an der schüchternen Haltung u. s. w.“ In diesem Sinne betet Damajanti zu den Göttern, welche in

der Gestalt ihres geliebten Nal in die Königshalle getreten waren, wo sie ihren künftigen Gatten wählen sollte. „So wahr ihr selbst, ihr ewigen Mächte, zum Gatten mir den König Nal — bestimmt habt, o ihr Götter des Himmels, laßt mich erkennen König Nal" Und „da standen, ohne Schatten zu werfen, und ohne Schweiß und ohne Staub — mit frischen Kränzen, ohne zu blinzen die Götter schwebend in der Luft; — und Schatten werfend die Erde berührend und mit den Augen blinzend stand — in Staub und Schweiß mit welkendem Kranz an ihrer Seite König Nal." (Holtzmann, Indische Sagen, II, 17). — Die Vergleichung eines weiblichen Wesens mit Reh, Hindin oder Gazelle ist aus morgenländischen Dichtern bekannt genug, und auch der europäische Dichtergeschmack hat sich längst damit befreundet. Nicht so leicht wird ihm die Vergleichung mit dem Pfau munden; aber dem farbenprächtigen Osten gilt „bunt" für „schön" und im Sanscrit geht das Wort „bunt" (tschittra) gradezu in den Begriff „schön" über. Natürlich denkt der tamulische Dichter, wenn er ein Weib „Pfau" nennt, hauptsächlich an die schmuck- und prunkvolle Gewandung derselben. —

Was ist aber den Tamulen „Frauenart"? (V. 1083) Hier denn kurz und gut das tamulische Ideal des Weibes dem Manne gegenüber, gezeichnet von dem schon erwähnten Poetiker Nambi: „Dem unvergleichlichen Manne eignen Würde und Tüchtigkeit; den schönstirnigen Frauen Schüchternheit, Schamhaftigkeit und Einfalt." Einige fügen auch noch „den Nachahmungstrieb" hinzu, und es bleibt

unklar, ob es ein Compliment sein soll oder nicht. Den Mittelpunkt aber aller Weiblichkeit sehen sie in der Einfalt, daher diese Bezeichnung bei den Dichtern geradezu für „Frau" steht. Ein Sprüchwort aber sagt: „Einfalt ist des Weibes Schmuck-Kästchen." Mit dieser Frauenart nun steht wie in Wiederspruch „das große tödtende Auge", (V. 1083) das an Männerart, an Kampf und Schlacht erinnert. Kein Wunder daher, daß sich dem Dichter das Bild der Jungfrau in eine Art Walkyre verwandelt, denn die „Lieb' ist starkwie der Tod."

Er.

1081 Ist verwirrt mein Sinn? du Pfauengleiche,
Bist du Göttin? bist du Erdenweib?

1082 Steh' ich dir, Schönstirn'ge! gegenüber:
Seh' ich Lackschmi schlachtbereit vor mir.

1083 Traun, was Todesmacht ist, jetzt erst weiß ich's.
„Frau'n-Art" hats und ein groß tödtend Aug.

1085 Todes-Fürstin —? Auge ganz —? Gazelle —?
O des Mägdleins, das dies Dreies scheint!

1088 An dem Bollwerk ihrer lichten Stirne
Rann sich meine Heldenkraft zutod.

1089 Wie ein schämig Wesen! Hindin-artig!
Sie bedarf zum Schmuck nicht fremder Zier.

1090 Seht, die Liebe macht schon den Beschauer —
Meth nur trunken Den, der ihn genießt.

---

110. Abmerken.

„Der Jüngling merkt, was in dem Herzen der Jungfrau vorgeht; er merkt auf, wie die Gesellschafterin dazu steht, und die letztere merkt, wie es in den Herzen beider (V. 1100) aussieht.“ Von solchem „Anmerken“ auch in andern Stücken wissen die Tamulen viel zu sagen. Sie haben es gar bald heraus, weß sie sich von einem neuen europ. Beamten — oder von einem neuen christlichen Sendboten zu versehen haben!

Er.

1091 Zwei der Blicke hat ihr trinkend Auge? —
Ei, der eine quält, der andre heilt.

1093 Groß aufschauend, gleich das Haupt dann senkend —
Goß sie Wasser auf der Neigung Reis.

1094 Auf schau ich, — weg schaut sie; schau ich selbst weg —
Drauf schaut sie auf — o, und lächelt leis.

Die Gesellschafterin.

1100 Spricht ein Aug harmonisch mit dem andern:
Nicht ist noth der Lippe Wort dann noch.

---

111. Vermählungsfreude.

Die heimliche Ehe wird mit nur wenigen sehr einfachen Ceremonien geschlossen. Ein berühmtes Beispiel davon haben wir in dem gefeierten Drama Sakuntala, wovon Göthe sagt: „Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres — Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt — Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen — Nenn' ich Sakuntala dich, und dann ist Alles gesagt.“ Für den dortigen Fall paßt die tamulische Definition einer solchen „natürlichen Verbindung“, (die aber als durchaus rechtmäßige Ehe gilt,) fast wörtlich: „Sie kommt zu Stande, wenn ein Königssohn auf die Jagd geht, dort eine Gebirgsjungfrau, die in einen Berghain zu spielen gekommen, einsam antrifft und mit ihr einen Bund

schließt", (der erst später öffentlich wird,) — nur daß es dort eine edle Jungfrau in einem Büßer-Haine ist. — Diese Geheimehe ist nun auch hier vollzogen worden, und der Neuvermählte preist sein junges Glück. Die anscheinende Leichtfertigkeit gegen die brahmanischen Götter (1103) sucht der brahmanische Ausleger dadurch zu beseitigen, daß er folgende Situation zu Grunde legt. Er meint, der Gesellschafter habe vorher zu dem Neuvermählten gesagt, es zieme sich für ihn, der für die höchste Freude des Himmels und der endlichen Erlösung angelegt sei, durchaus nicht, sich so an die niedern Freuden der Erde hinzugeben; und darauf sei nun eben unser Vers die Antwort, etwa in dem Sinne: „Für mich sinnlichen Menschen ist das Streben, das du mir anräthst, zu hoch; ich verzichte lieber auf Wischnu's Himmel." — Um V. 1106 ganz zu verstehen, bedarf es der Erinnerung, daß die indische Ambrosia („Amrita") nicht blos die Speise der Götter ist, sondern auch die Quelle alles Lebens und aller Fruchtbarkeit in der Welt.

Er.

1103 Kummer ist doch Wischnus Himmel — gegen
Schlummer auf geliebter Schulter Flaum!

1104 Folg' ich — fächelts Kühlung; weich' ich — sengt es.
Solch ein Feuer, sagt, wo fand sies wohl?

1106 Ihre Schulter ist fürwahr Ambrosia!
Rühr' ich sie nur an, gleich knosp' ich auf.

1110 Ueben macht die Ungeschultheit klarer.
Lieben mehrt der Liebessehnsucht Pein.

---

112. Preis der Anmuth.

Situation wesentlich dieselbe. — Die Lotus ist stehendes Bild für schöne Füße und Augen. Hier (V. 1114) das letztere; die Lotus senken im Gefühl, daß die Augen des Mägdleins schöner sind, ihre eignen Augen. — Auch der Mond wird von den tamulischen Lyrikern im Vergleich zu dem weiblichen Angesicht (V. 1117, 1118, 1119) häufig gedemüthigt. Der Vergleichungspunkte aber sind zwei: der milde Glanz und die eigenthümliche Farbe, denn der sogenannte Gold-Teint" gilt als die schönste menschliche Farbe. Der gewöhnliche Teint der Tamulen ist bekanntlich bronzen, und unsre weiße Hautfarbe, die ihnen den Gedanken an eine sehr widerliche Krankheitsform nahelegt, hat für sie zunächst etwas Unangenehmes. — V. 1120 fassen die tamulischen Ausleger in dem Sinne, als wolle der Gebieter der Gesellschafterin zu verstehn geben, es kann von ihrem Wunsche, daß die Gebieterin ihn begleite, nicht die Rede sein, da ihre Füße allzu zart seien.

Er.

1111 Zart bist du Anitscha! Meiner Zarten
Art ist zarter doch. — Gehab dich wohl!

1113 Aug? nein, Wurfspieß! Leib? nein, Sproß!
Zahn? — Perle!
Hauch? — Gewürz! und bambusgleicher Arm!

1114 Sähn die Lotus — senkten sie die Wimper:
„Blähn ihr gegenüber steht uns nicht."

1117 Mir komm nicht, o Mond, deß Licht stets wechselt! —
Ihr Gesicht entstellt kein Fleck, wie deins.

1118 Wolltest du, wie sie, so Strahlen werfen,
Solltest du, o Mond, mein Liebchen sein.

1119 Was? du glichest ihrem duftgen Antlitz?
Laß dich, Mond, dann nicht von Allen sehn!

1120 Flaum des Schwanen und Anitscha-Blüthen —
Kaum daß sie drauf tritt, gleich stichts wie Dorn.

113. Die außerordentliche Liebe sagen.

Der Neuvermählte hat — der tamulischen Auslegung zufolge — die baldige Trennung vor Augen und im Sinn (V. 1122 und 1124) V. 1125 antwortet er der Gesellschafterin, die zu ihm gesagt: „Wirst du denn nach beendetem Geschäft wieder an uns denken?"

Er.

1122 Froh umschlingt mein Herz ihr volles Wesen;
So durchbringt die Seele ganz den Leib.

1124 Um mein Innres schmiegt sie sich wie Leben;
Drum, wenn sie sich trennt, wie Sterben ist's!

1125 An sie denken? Ja, wenn ich vergäße!
Wann vergißt sich denn ihr schwertgleich Aug?

---

114. Von Ablegung der Scham reden.

Die Trennung ist geschehen. Hier nun die sogenannte „Trauersituation", die der Tamule bildlich mit: „Reiten des Palmyra-Rosses" bezeichnet, denn die Blätter

der Palmyra sind steif und stachlicht. Das Bild in V. 1134 ist für den Tamulen noch ausdrucksvoller als für uns, denn die Flüsse dort schwellen von den eben so plötzlichen als gewaltigen Regengüssen in den Bergen oft so schnell und bedeutend an, daß das Uebersetzen große Gefahr bringt; schon Mancher z. B. ist zu solchen Zeiten vom Colerum (wörtlich „Nordplatz"), dem nördlichen Nebengänger des Cavery, in der Nähe der Mündung in das hohe Meer hinausgetrieben worden. V. 1138 spricht die Gebieterin, „während bei zunehmendem Gewahrsam ihre Sehnsucht wächst."

Er.

1134 Hoch ging meines Herzens Strom; da ziellos
Flog des Fahrzeug meiner Mannesscham.

1136 Trinken muß ich Mitternachts noch Thränen;
Sinken will um sie die Wimper nicht.

Sie.

1138 Nicht besorgt um Frauenwürd' und -Zartheit,
Bricht die Sehnsucht jeglichen Verschluß.

1140 Daß sie lachen, seh ich wohl. Die Thoren!
Was ich fühle — ei sie fühlen's nicht.

115. Das Leutegerede zu Ohren bringen.

Situation. Das Leutegerede wird von beiden Liebenden als etwas, was sie ihrem Wunsche näher zu bringen geeignet ist, mit Freuden begrüßt.

1141 Muth, du hebst dich mit der Menschen Reden;
Gut, daß das die garst'ge Welt nicht ahnt.

1144 Stadtgerede steigert nur die Neigung;
Matt sonst möcht' und schal sie werden wohl.

Sie.

1148 Meine Gluth soll mildern mir das Reden?
Eine Flamme löscht man nicht mit Oel.

Von der öffentlichen Ehe.

116. Die Trennung nicht ertragen können.

Situation. Nach vollzogner öffentlicher Hochzeit schickt sich der Gemahl eines Tages zu einer zweitweiligen Trennung an; dies glaubt die Vermählte nicht ertragen

zu können. Die Gesellschafterin macht ihn auf die traurigen Folgen aufmerksam, (V. 1151), um ihn von seinem Entschluß abzuschrecken.

Die Gesellschafterin.

1151 Mir sag's, falls du bleibst; sonst meld einmal den
Hier noch Lebenden die Rückkunft an.

Sie.

1152 Freude war sein bloßer Anblick! Jetzt ist
Scheide-traurig sein Umarmen selbst.

1159 Gluth versehrt, wenn man sie greift; die Liebe
Thut das auch, selbst wenn man fern sich hält.

---

117. Sich in Kummer verzehren.

Ein sehr malerisches Bild gibt V. 1163. Die Tamulen bedienen sich zum Tragen häufig der elastischen Bambusstange, die an beiden Seiten gleichmäßig belastet wird. Hier nun streiten Liebe und Scham um das Gleichgewicht, und das eben macht das Tragen schwer (Vgl. V. 1247). — Auch 1170 ist für den Tamulen besonders anschaulich; denn oft muß er auf Reisen tage-

lang an einem plötzlich angeschwollenen Strome liegen bleiben, da es der Brücken — auch heut noch — so wenige giebt, und das Uebersetzen in andrer Weise gefährlich ist.

Sie.

1161 Müh' ich mich mein Leib zu bergen, mehr' ichs —
Wie das Wasser nachquillt, wenn man schöpft.

1163 Denkt, wie schwer! An meiner Seele Tragstang'
Hängt vorn Scham und hinten Leidenschaft.

1164 Hier ist hohe See der Liebe; hab' ich
Für die Fahrt denn auch ein sichres Schiff?

1167 In der Liebe Stromfluth ohne Ufer
Hin so treib' ich noch um Mitternacht.

1168 Nacht, dich nenn' ich zärtlich. All' einlullst du;
Wacht mit dir soll halten ich — nur ich.

1170 Fliegen fern zu ihm hin will mein Auge;
Liegen ach! bleibt's an der Thränen Strom.

118—119. Wie die Augen vor Sehnsucht vergehn. — Leidwesen über die gelbe Farbe.

Die Tamulen mit ihren bronzenen Gesichtern kennen kein Scham-Erröthen, sondern „Schamerblassen"; daher das ächt tamulische Wort für Scham geradezu „Weiße" (Vedkam) heißt. An die Stelle unsres Erblassens vor Gram tritt dann eben das „Vergelben". (V. 1183.)

Sie.

1177 Dieß mein Aug — erweicht, erweicht nach ihm sah's;
Gieß' es nun gebeugt, gebeugt sich aus!

1171 Warum traur' ich? Weil mein Aug mich schaun ließ;
Darum recht ists, daß es selbst nun trüb'.

1173 Ruh nicht hieltst du, stets aufschauend Auge;
Du wirst, wenn du trauerst, lächerlich.

Sie.

1183 Scham und Schöne hat er mir gestohlen;
Gram und Gelb hat er geschenkt dafür.

120. Einsamen Schmerzes Größe.

V. 1192. Wie die Wolke — diese im Tamulenlande hochgeliebte „Seglerin der Lüfte“ nur das was segensfähig ist, segnet, so die Liebe blos das, was liebesfähig ist. „Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen. Der schönste Schatz gehört dem Herzen an, das ihn empfinden und erwiedern kann!“ Hier stimmen der tamulische und der deutsche Dichter zusammen. V. 1196 kehrt das Bild von V. 1163 wieder, nur in andrer Fassung. Auch mit dem „Meere“ haben die Dichter des Tamulenlandes, das ja seiner ganzen östlichen Länge nach davon bespült wird, viel zu schaffen. Das „Meer“ ausfüllen (V. 1200), das überdieß schon von etwas Anderm erfüllt ist, erscheint als eine ebenso thörichte als nutzlose Arbeit. Ob da nicht auch der Nebengedanke im Hintergrund steht: „Sein Herz ist ja mit dem Bilde einer Andern ausgefüllt!“ Die tamulischen Dichter wenigstens lieben solche Nebengestalten im Helldunkel.

Sie.

1192 Regen segnet, was hienieden athmet;
Segen regnet Lieb' auf Liebes-Schooß.

1193 Der nur darf stolz sagen: „Ja, ich lebe!“
Wer, wenn selbst er liebt, geliebt auch wird.

1196 Ei, zweiseitge Neigung nur ist lieblich;
Bei der Tragstang' ist es bald erprobt.

1199 Möcht' auch nicht mich minnen der Geliebte —
Recht ist selbst ein Laut von ihm dem Ohr.

1200 Weh! Dem, der nicht dein ist, willst du's klagen?
Geh doch, geh und füll das Meer aus, Herz!

---

121. Klage der Gedenkenden.

Situation. Der Gatte weilt fern im Lager, und während er etwa — nach indischem Dichterbrauche — mit den Wolken redet: „Eilende, Wolken, Segler der Lüfte — grüßet mir freundlich mein junges Weib!" spricht sie daheim zur Stillung ihrer Sehnsucht mit dem Monde (1210), in dem sich ihre beiderseitigen Augen begegnen sollen, sagt aber plötzlich dem Monde Lebewohl, da sie fühlt, daß so die Sehnsucht nur stärker wird. Der Mond spielt in Indien eine noch viel sentimentalere Rolle, als bei uns; er ist aber auch viel freundlicher und stetiger, als bei uns, und gießt einen wahren Zauberschein über die indischen Nächte.

Sie.

1205 Sein Herz schloß er zu vor mir. Ei, schämt er
Mein Herz heimzusuchen dann sich nicht?

1206 Will ich leben, muß ich verlebend'gen
Still die Stunden einst'gen Umgangs mir.

1207 Die Erinnrung schon versengt mein Innres;
Wie wenn ich — was ich nicht kann — vergäß'?

1210 Schwind' o Mond nicht, daß des Fernen Blick sich
Find' in dir mit meinem .... Nein doch — fort!

---

122. Die Art des Traumes erzählen.

Dem Gaste wird in Indien ein Gastfest bereitet. Letzte Nacht war ein lieber Traum zu Gaste gekommen, dem will sie am Morgen ein Gastfest geben; aber wo ist nun der Traum, dieser Bote vom fernen Gatten her, geblieben? Sie will sich daher selbst aufmachen und ihre Rückantwort in Person bringen — im Traume nämlich (1212).

1211 Was zum Gastfest soll ich, Traum, dir bieten,
Daß du mit des Theuren Botschaft kamst?

1212 Fall' in Schlummer, schwarzes Aug, ich flehe!
All mein Leid dann klag' ich selbst ihm vor.

1213 Wach nicht minnend, minnt er mich im Traume;
Ach, das fristet mir mein Leben noch!

1217 Der im Wachen fern mir bleibt, der Harte,
Herkommt er, zu martern mich, im Traum!

---

123. Beim Anblick des Abends jammern.

V. 1228 klingt fast europäisch sentimental. Die Hirten stehen übrigens im Tamulenlande verhältnißmäßig höher als bei uns; sie heißen auch Ideijer d. i. Mittlere, weil sie ihre gesellschaftliche Stellung zwischen den Ackerbauern und Kaufleuten nehmen, diese aber beide als Waisjas gerechnet werden.

1221 Labend? Nein, das bist du nicht! du bist ja,
Abend! mir ein lebenfressend Schwert.

1222 Bist so blaß und matt Leb wohl denn, Abend!
Ist wie mein, so auch dein Liebchen kühl?

1224 Weilt Er weit von mir, dann, wie ein Kriegsmann,
Eilt der Abend auf mich Aermste los.

1225 Was doch that dem Morgen ich zu Liebe?
Was doch that dem Abend ich zu Leid?

1227 Früh erspriesst es, Tags aufschiesst es, Abends
Sieh, in voller Blüthe steht's — mein Leid.

1228 Tödte mich nicht feur'ger Abend! Hirte,
Flöte nicht als Abendherold hier!

---

124. Wie die Schönheit der Glieder verdirbt.

Das Entgleiten (V. 1234) des Armrings ist stehende Figur in der tamulischen Lyrik, um dadurch die Abmagerung des Armes anzudeuten.

1232 Meine Augen, matt und thränenthauig —
Seine Härte sagen wollen sie.

1234 Da der Freund schwand, schwand des Armes Anmuth;
Ja, den Glanzring hält er schon nicht mehr.

---

125. Monolog mit dem Herzen.

Situation. Die Gebieterin fühlt sich durch die Sehnsucht zu dem Entschluß getrieben, den Gatten selbst im Lager aufzusuchen. Das aber würde gegen alles tamulische Decorum sein. (1247)

1243 Sinnen, harren, jammern, Herz? Kein herzlich
Minnen wohnt in dem Dich Marternden.

1244 Nimm ja, Herz, das Auge mit! denn sonst voll
Grimm verzehrt's mich — ihn zu schau'n erpicht.

1247 Das zusammen kann ich, Herz, nicht tragen.
Laß die Liebe — oder laß die Scham.

---

126. Wie die Sittsamkeit zu Grunde geht.

Die Leidenschaft ist das Beil, das den Riegel einschlägt. Im Tamulenlande ist das Schloß nicht naturwüchsig.

Sie.

1251 Schamverriegelt war die Thür der Sitte:
Kam die Leidenschaft, und schlug sie ein.

1252 Keine Nachsicht kennend, läßt sie ruhen
Meine Seel' um Mitternacht noch nicht.

1254 Sittig sei ich, wähnt' ich; da den
Fittig hebt die Lieb' und fliegt frei auf.

---

127. Sich nacheinander sehnen.

Wieder Monologe der Gebieterin und des Gebieters, der noch immer im Lager weilt, und sehnlichst wünscht, daß der König die entscheidende Schlacht schlage (V. 1268.)

Sie.

1265 Schaun mit vollem Aug Ihn — darnach schmacht' ich!
Traun, dann weicht der weichen Schulter Gelb.

1266 Möcht' er bald doch, mein Vermählter, kommen!
Recht dann schlürf' ich, daß der Gram zerstiebt.

1267 Wenn er kommt, mein Augenstern — wie? soll' ich
Dann wohl spröb thun, lieb thun, oder beid's?

Er.

1268 Wenn der Fürst doch dreinschlüg', siegt' und theilte! —
Denn daheim möcht' ich heut feiern noch.

Einen Tag zählt man für sieben, wenn mit
Weinen man die Trennungstage merkt.

Liegt ihr Herz erst hingeschüttet, was dann
Wiegt mein Kommen, Dastehn, Zärtlichthun?

---

128. Merken und sich aussprechen.

Situation. Die Gattin fürchtet, ihr Gatte, der sich wieder mit ihr vereinigt hat, möchte sich bald abermals trennen, weil er sein Glück Tag für Tag zu preisen nicht aufhört. Das merkt der Gatte, und spricht sich darüber aus. (V. 1271, 1273, 1274) Die Gebieterin selbst sagt, was sie gemerkt der Gesellschafterin. (V. 1277, 1278). Diese gibt dem Gebieter zu verstehen, daß ihre Herrin mitgehen möchte (V. 1279); und darauf deutet er an, daß er sich gewiß nicht von ihr trennen werde. (1280).

Er.

1271 Hehlt sie's noch so sehr — dem schwarzen Auge
Fehlt die Faßung: etwas künden wills.

1273 Wie der Faden durch crystallne Perlen,
Sieh, so scheint durch ihre Schön' etwas.

1274 Ein aufbrechend Knösplein ist ihr Lachen;
Sein Ausduften hat geheimen Sinn.

Sie.

1277 So entschwand der Fürst des kühlen Seestrands? —
O mein Armband hat's vor mir gemerkt.

1278 Ging er nicht erst gestern? Meinen Gliedern
Hing sich Gelb seit sieben Tagen an.

Die Gesellschafterin.

1279 Jetzt das Armband, dann die magre Schulter,
Letzt die Füße sah sie sorglich an.

Er.

1280 Rein durchs Aug der Liebe Leid so klagen —
Fein führwahr ist diese Weiblichkeit!

---

129. Beiderseitige Sehnsucht.

Ein schönes Bild V. 1285, hergenommen vom Brauch, sich die Augen zur Erhöhung des Glanzes zu schwärzen.

Sie.

1281 Minnen ist weit mächtiger als Palmwein.
Sinnen schon macht fröhlich, selig — Schaun.

1282 Nicht ein Hirsekorn=groß darf man grollen:
Bricht Palmyra=groß die Sehnsucht aus.

1284 Grad' auf's Bösthun ging ich los, Gefährtin!
Schad', ins Liebthun kam mein flüchtig Herz.

1285 Seinen Schwärzstift sieht, wenn nah, das Aug nicht;
Keinen Fehl seh ich an Ihm, wenn nah.

1286 Steht er da, gewahr' ich keinen Flecken;
Geht er weg, gewahr' ich Flecken bloß.

1287 Wer springt in die Fluth und weiß, sie schlingt ihn? —
Der nur schmolle, wer sich tüchtig fühlt.

Gesellschafterin.

1288 So wie Palmwein ist, o Schelm! dein Busen.
Froh dran schlürft man sich trotz Schand' und Schmerz.

Er.

1289 Feiner als selbst Blumen bist du, Liebe!
Deiner Würze werden Wen'ge froh.

1290 Ach sonst schmollte sie bloß mit dem Auge,
Nach Versöhnung durstiger als ich.

130—131. Mit dem Herzen zürnen. Schmollen.

Das Bild V. 1309 „Wasser im Schatten“ ist für Indien besonders bedeutend, wo das Trinkwasser so schnell warm wird, und, gar in die Sonne gestellt, sehr bald fast zu sieden anfangen würde.

Sie.

1291 Ha mein Herz! warum gehörst du mir nicht,
Da du siehst, daß sein Herz ihm gehört.

1296 Wann ich so ganz einsam sitzend nachsann,
Dann aufzehren wolltest du mich gar.

Die Gesellschafterin.

1301 Schmollen mußt du nun; ein wenig sehen
Wollen wir sein Liebes-Ach und Weh.

1302 Schmoll ein wenig! schmackhaft macht’s die Ehe.
Groll nicht lange! sonst versalzst du sie.

1304 Der entwurzelt die schon welke Schlingpflanz’,
Wer die tief Verstimmte nicht versöhnt.

1306 Wo kein Schmollen, schmeckt die Liebe unreif;
Wo kein Grollen, ist fein reif die Frucht.

1309 Steht's im Schatten, ist das Wasser lieblich;
Geht's aus Lieb' hervor, das Schmollen süß.

---

132. Raffinirtes Schmollen.

Das Nießen übernimmt im Tamulenlande das Amt des Ohrenklingens. V. 1318.

Sie.

1311 Dich saugt jedes Frauenaug ein. Geh Schelm!
Ich mag nicht an deinem Busen ruhn.

1312 Da ich schmollend schwieg, so nießt' er plötzlich.
Ja er wußt', ich würde rufen: „Heil!"

Er.

1313 Schmück' ich mit Guirlanden mich, gleich schmollt sie:
„Glücklich Die, der du dich zeigen willst."

1314 „Mehr als alle lieb ich ...." sagt' ich. Sprach sie:
Sehr beglückt, daß du doch mehr mich liebst.

1315 „Nie vergess' ich dein hienieden" rief ich.
Sie dann schluchzte: „Also drüben doch?"

1316 „Dein gedacht' ich" sagt' ich ihr. Sie schmollte:
„Mein vergessen also hattest du?"

1317 „Heil" so ruft sie, als ich nieß', und weint dann:
„Weil du nießest, — wer wohl denkt an dich?"

1318 Einst dann zu ersticken sucht' ich's. Schluchzt sie:
„Meinst du mir's damit zu bergen, Schelm?"

1319 Will ich sie begütigen, so zürnt sie:
„Still! so machst du's mit den Andern auch."

1320 Tief im Anschaun sann ich. — „So mich musternd"
Rief sie, „ei an wen doch denkst du jetzt?"

---

133. Schmollens Freude.

Mit V. 1330 schließt das ganze Gedicht, das in 133 Decaden besteht.

Er.

1325 Weicht die weiche Schulter, grad' im Weichen
Reicht sie — liegt auch nichts vor — Hochgenuß.

1330 Schmollen ist der Liebe Glück, des Schmollens —
Vollen Herzens neu umfangen sich.

IV.

Religiöse Lyrik der Tamulen.

1. Sieben-Gesang.

Unserm Tiruvalluver schreibt die Sage noch vier Schwestern: Auvei, Uppei, Uruvei, Valli, und zwei Brüder; Athichaman und Kapiler, zu. Der Vater, der sich dem Pilgerleben gewidmet, hatte von seiner Braut das Versprechen gefordert, die Kinder, die sie gebären würde, an dem jedesmaligen Orte ihrer Geburt auszusetzen. Sie hielt mit Schmerzen ihr Versprechen, und jedesmal tröstete das ausgesetzte Kind selbst die weinende Mutter.

Uppei:

Mutter!

Meine Mutter!

Der mit Thau und Regen speist den nicht'gen
Dornbusch selbst im Wald, dem undurchsicht'gen —
Er wird uns ja, den zur Andacht Tücht'gen,
Spenden nach dem Schicksals-Maß, dem richt'gen.

Meine Mutter!

Mutter!

Auvei:

Mutter!
Meine Mutter!
Lebt kein Allernährer für das Leben?
Hat er nicht auch mir dran Theil gegeben?
Was sein soll, das kommt doch. Warum eben
Nahst du wieder, mich ans Herz zu heben?
Meine Mutter!
Mutter!

Uruvei:

Mutter!
Meine Mutter!
Embryo speist aus der Mutter Fülle.
Welch ein Wunder, daß aus Eies Hülle
Ein Lebend'ges auflebt. Siva's Wille,
Siva's Wesen wechselt nicht. Sei stille!
Meine Mutter!
Mutter!

Valli:

Mutter!
Meine Mutter!
Nährt Der nicht mehr, der mich dir geschenkt hat,
Der im Mutterleibe mich getränkt hat,

Der die Schlang' als Gurt sich umgehängt hat,
Der sich in die Vedas eingesenkt hat?
Meine Mutter!
Mutter!

Athichaman:

Mutter!
Meine Mutter!
Der mein Loos mir auf das Haupt geschrieben,
Hat der Tod Den wirklich aufgerieben?
Hunger komm'! Ich stell's in Sein Belieben.
Dein Herz, dein Herz darf sich nicht betrüben,
Meine Mutter!
Mutter!

Tiruvalluver:

Mutter,
Meine Mutter!
Der im Ei dem Lebenskeim, im Steine
Nectar reicht dem Frosch — zieht denn der Reine,
Wenn des Leben ausgeboren, seine
Hand zurück? So jauchze doch, nicht weine!
Meine Mutter,
Mutter!

Kapitler:

Mutter,

Meine Mutter!

Der bis heut mich kaum Empfang'nen hegte,
Hütete, mit Speis und Wasser pflegte —
Glaubst du, daß er floh, zum Schlaf sich legte?
Ist, wie dein, Sein Herz, das Huld-bewegte?

Meine Mutter,

Mutter!

2. Sivavakkijer.

(Ein Typus der freisinnigen Dichter des Tamulenlandes.)

Auch die Tamulen haben ihre freisinnigen Dichter; und wie sollten sie nicht, da im Tamulenlande die ketzerischen Buddhisten lange Zeit das Scepter geführt und in vielen Zweigen der Literatur den Ton angegeben haben? Einer dieser freisinnigen Dichter hat sich hinter „Kapiler“ — den sagenhaften Bruder Tiruvalluvers — versteckt. Ein Andrer führt von seinem Gedichte „Sivavakkijam“ (d. i. Siva-Wort) den Namen „Sivavakkijer“; es ist aber viel wahrscheinlicher, daß wir es hier mit einer Sammlung zu thun haben. Diese ganze Literatur hat übrigens viel Aehnlichkeit mit der sogenannten orphischen Literatur des classischen Alterthums und wird auch in ähnlicher Weise von den Verkündigern des Christenthums gegen das Heidenthum benutzt. Die religiöse Richtung ist meist theosophisch. In der sivaitischen Mystik aber spielt der „Fuß des Siva“, der in den Herzen seiner Gläubigen gleichsam tanzt, eine große Rolle. Wer diesen

Fuß des Siva in sich erglänzen sieht (I, 2) der sieht den Gott wirklich; nicht der, welcher zu seinem Tempel wallfahrtet — und wär' es in Kasi (II, 2) d. i. Benares, dem „Sitze aller Heiligkeit, um dort. wie der stehende Ausdruck lautet, „den Gott zu sehen", d. i. sich vor seinem Bilde niederzuwerfen, anzubeten und zu opfern. Zuweilen tritt die pantheistische Anschauung sehr grob hervor; so z. B. IV, wo auf die sogenannte „Alleins-lehre" der Gedanke, daß ein Unterschied der Kaste sinnlos sei, gegründet wird. Schade nur daß solche Dichter oft auch jeden sittlichen Unterschied zu leugnen geneigt sind. — Hinweg mit dem herkömmlichen Ceremoniendienst! Hinweg mit dem erblichen Priesterstand! Hinweg mit den alten gesellschaftlichen Ordnungen! So etwa lautet die dreifache Losung dieser Schule, deren Dichtung oft in den Knüttelverston übergeht.

I. Preis des „innern Lichtes" gegen die religiösen „Werkler."

1 Millionen, Millionen, Millionen Menschen wohl
Sind verkümmert, sind verkümmert, sind verkümmert — geistes-hohl:

Laufend, laufend, laufend, laufend nach dem doch so
nahen Licht,
Suchend, suchend, suchend, suchend — und doch
ewig findend nicht.

2 Schaubegierig fahrt und rennt ihr über Meer und
Berg und Thal!
Ist das nicht vermeßnes Treiben, arme Thoren all-
zumal?
Wenn in Euch der stets erwünschte Fuß des höchsten
Herrn erglänzt,
Dann mögt ihr den Urglanz schauen, den nicht Zeit
noch Raum begrenzt.

3 O ihr Narren, die ihr laufet, sprechend: es ist fern,
fern, fern!
Ueber Stadt und Land und Wüste schweift ihr nach
dem höchsten Herrn,
Dessen Gegenwart die Erde und den Himmel ganz
durchdringt?
Thoren, in dem eignen Busen ihn zu schauen —
darnach ringt.

II. Preis der Selbstbeschauung, als des Wegs zum innern Lichte.

1 Wasser schöpfen, Wasser sinnen — Wasser nur wirst du gewinnen.
Denk, an wen du willst, und spritze alles Wasser — 's ist kein nütze.
Denk der Wurzel nach, dem Samen, den Pracht-Sprossen, die draus kamen!
Will dazu die Kraft nicht fließen, schmiege dich zu Sivas Füßen.

2 „Kasi, Kasi, Kasi!" schreiend, rennst du daß die Füße schmerzen.
Ei wenn du auch noch so hinrennst, wird das Schwarz zu Weiß im Herzen?
Wirf hinweg der Lüste Fesseln, zähme die fünf Sinne! traun
Dann wirst du im eignen Herzen bald das wahre Kasi schaun.

III. Gegen die Brahminen.

1 „Ich kann schreiben, ich kann rechnen, Niemand ist wie unser eins!“
Die ihr also wie die Esel brüllet, Thoren voller Scheins!
Unter Würmern liegend, seid ihr ohne alles Wissen doch.
Nur wenn ihr den „Schrifttrug“ lasset, könnt ihr alles werden noch.

2 Wüßtest du in den vier Veden jeden Buchstab, schwätztest da,
Eine Fluth von Asch' aufstreichend — dir ist doch der Gott nicht nah.
Du erreichst den Urglanz nimmer, wenn du nicht, des Busens Erz
Schmelzend, jene Wahrheit kündest, die im Grunde birgt dein Herz.

3 Du brahminischer Betrüger mit der geistlichen Tonsur,
Den vier Veden, Opfergrase, Bettelstab und heilger Schnur!
Deine Mummereien alle fahren lassend, Weisheit lern!
Dann nur wirst du dich vermählen jenem Urglanz, der nicht fern.

IV. Gegen den Kasten-Unterschied.

Was o Elender ist Kaste? Ist nicht alles Wasser eins?
Eins nicht die fünf Elemente sammt den Sinnen, — trotz des Scheins?
Ist nicht gleiches Gold der Zierrath an dem Nacken, Busen, Bein?
Was im Kasten-Unterschiede sollte denn Besondres sein?

3. Sivaitische Mystik.

An Siva als das allerhöchste Wesen.

(Aus „Parâbara-Kanni“ des Tâjumânaver).

Auch diese Dichtung ist mystischer Art mit etwas pantheistischem Anstrich. Das höchste Wesen, zu welchem hier Siva erhoben wird, (V. 1) ist „vollkommnes Sein, vollkommner Geist, vollkommne Wonne“, und der Weg zur Vereinigung mit ihm geht durch die Selbstbeschauung (V. 3), da ja der Menschengeist nach jenem System ein Theil des Allgeistes ist; und auf der höchsten Staffel dieser Selbstbeschauung schwindet „Wort und Sinn“ d. i. Sprache und Bewußtsein (V. 6). Interessant ist die Bezeichnung des allerhöchsten Wesens als „Wort und Sinn“ zugleich (V. 5). Wer denkt hier nicht an Faust bei Göthe, der „im Anfang war das Wort“ mit „im Anfang war der Sinn“ geben wollte. Ob es aber bei Tajumanaver wohl heißen soll, daß Gott selbstbewußter und sich offenbarender Geist ist? Vielleicht ist es nur der pantheistische Gedanke, „Gott Alles in Allen!“ Im Uebrigen dürfte die hier gebotene und frei geordnete Aus-

wahl aus dem obengenannten Gedichte mindestens eben so christlich klingen, als die meisten Sentenzen des Angelus Silesius. Die Mystik zeigt doch in allen Religionen und zu allen Zeiten, was die Form anlangt, wesentlich dieselben Züge. Unser Dichter Tajumanaver soll vor etwa 200 Jahren eine Zeit lang als Minister am Hofe des Königs zu Tritschinopoly gelebt haben. „Allein wie des Seiltänzers Sinnen ganz auf die Erhaltung seines Lebens geht, während sein Thun ganz auf das Seiltanzen gerichtet ist, so bewegte sich all sein Sinnen ganz in der himmlischen Seligkeit, während all sein Thun auf die Verrichtung seiner irdischen Geschäfte ging.“ So sein tamulischer Biograph. Später ergab er sich, fast ganz nackt, dem Pilgerleben (V. 10) und wanderte, des Siva Lob singend (V. 12), mit seinen Jüngern von einem Heiligthum des Siva zum andern. Sein Name selbst „Tajumanaver“ d. i. „Er, der auch zur Mutter geworden ist“ ist ein Beiname des Siva, und auf diesen mütterlichen Character des Siva wird auch im Gedichte hingedeutet (V. 30. 31).

1. Der Weg zum höchsten Wesen.

1 An des holden Weltalls Spitze stehst du,
Erd' und alles lenkst du und durchwehst du,
Allerhöchstes Wesen!

2 Bietet sich kein Weg zu dir den Frommen,
Die, in Liebe schmelzend, thränend kommen?
Allerhöchstes Wesen!

3 Auf dem Weg schon ist, wer Herzensmilde,
Neben Selbsterkenntniß, nimmt zum Schilde.
Allerhöchstes Wesen!

4 Wer den Himmel schaun will, sucht den Hügel;
Zu dir trägt der Selbstbeschauung Flügel.
Allerhöchstes Wesen!

2. **Die Vereinigung der Seele mit dem höchsten Wesen.**

5 Für dich thronend ob des Aethers Zinne
Bist du, Herr, das „Wort" zusammt „dem Sinne".
Allerhöchstes Wesen!

6 Die im Sinnen „Wort und Sinn" verlieren,
Rührst du an, doch ohne zu berühren.
Allerhöchstes Wesen!

7 Tiefbeschauern zeigst du wie im Spiegel
Himmlisches — du Aether's Wonnehügel!
Allerhöchstes Wesen!

8 Lauter stirbt, wer dich, Herr, liebt zur Gnüge,
Schlummert dann in reiner Wonne Wiege.
Allerhöchstes Wesen!

9 O du Lieb' und Herzensschatz der Seelen,
Die als Eins sehn — Scherben und Juwelen!
Allerhöchstes Wesen!

3. Des Dichters Umkehr.

10 Meinen Wahn von „Mein und Ich" zu tödten,
Irrt' ich heilsbegierig um in Nöthen.
Allerhöchstes Wesen!

11 Da erweichte meines Geistes Stolz sich,
Mein Gebein zerfloß, in Liebe schmolz ich.
Allerhöchstes Wesen!

12 Vater, Ruh des Müden, Ungeduld'gen!
„Preis, Preis" rufend, will ich stets nun huld'gen.
Allerhöchstes Wesen!

13 Schenk mir Durst'gem seligste Versenkung!
Ich versinke ohne solche Schenkung.
Allerhöchstes Wesen!

4. Wonne-Geschmack.

14 Alles Denken wissend, mir entgegen
Kamst du mich zu laben — Gnadenregen!
Allerhöchstes Wesen!

15 Nectar, der nie satt macht! Freudenflut du!
Tiefster Stille überschwenglich Gut du!
Allerhöchstes Wesen!

16 Honigseim, der Dinge Kern durchfließend
Und mein eignes Innerstes durchsüßend!
Allerhöchstes Wesen!

17 Perle du, Koralle, ächtsten Goldes
Schönster Glanz, mein Geistes-Licht, mein holdes!
Allerhöchstes Wesen!

18 Aug', Gedanke, Paradieses-Baum du!
Aetherstrahl und Wonnewunder-Traum du!
Allerhöchstes Wesen!

5. Klage über innere Dürre.

19 Tief eindringend, ward mein Geist ganz kraftlos,
Dürrem Dorn gleich — und du läßt mich saftlos!
Allerhöchstes Wesen!

20 Kann ich, Wonnemeer! in dir nicht schlürfen:
Werd' ich dann den Durst je löschen dürfen?
Allerhöchstes Wesen!

21 Ach wann schweigt mein Schmerz auch nur ein wenig!
Springt mir keine Freudenfluth, mein König?
Allerhöchstes Wesen!

22 Von mir abgelöst, ist ja mein theuer
Herz wie Wachs nun über hellem Feuer.
Allerhöchstes Wesen!

23 Warum schaust du weg? Mein tiefstes Wissen
Warf ich weg, dich zu erschaun beflissen.
Allerhöchstes Wesen!

24 Hast du suchend mich zum Knecht erhoben,
Bloß daß ich dich — jammernd stets — soll loben?
Allerhöchstes Wesen!

25 Mich verzehren meine Schmerzens-Zähren;
Wann wirst du mir wonnige gewähren?
Allerhöchstes Wesen!

26 Fest an dir in stummer Andacht rank' ich.
Und gleich mutterlosem Kind doch krank' ich.
Allerhöchstes Wesen!

27 Wenn ich mich als frei und froh auch brüste,
Irr' ich doch noch immer in der Wüste.
Allerhöchstes Wesen!

28 Wie ein Strohhalm, den ein Wirbel umdreht,
So dein Knecht, der in der Wüste umgeht.
Allerhöchstes Wesen!

29 Und doch acht' ich nicht der Welt Gewalten,
Wenn sie nicht zu dir die Hände falten.
Allerhöchstes Wesen!

30 Ihrem Kinde schenkt die Kuh Erbarmen.
Schenk, barmherzge Mutter, Huld mir Armen!
Allerhöchstes Wesen!

31 Welches Unrechts ich auch immer schuldig,
Du hast Mutter-Art — bist sanft, geduldig.
Allerhöchstes Wesen!

---

4. Wischnuitische Lyrik.

(Aus dem Nalajiram).

Die Sivaiten philos. Art rühmen vorwiegend das „Wissen“ (Djnana-Gnosis) die Wischnuiten den „Glauben“ (Bhakti-Pistis) als den besten Weg zu dem höchsten Heil. Wenn dort eine mystische Versenkung in Siva als All-Seele in den Mittelpunkt all ihrer Gedanken tritt, so hier ein gläubiges Anlehnen an Wischnu als Allseele. Dieses gläubige Anlehnen nimmt aber ein gewisses gefühlig spielendes Wesen an, wo Wischnu in der jugendlichen Gestalt des Krischna, des Lieblings der Hirtengeschlechter, verehrt wird. Erinnert daher der sivaitische Tajumanaver entschieden an den christlichen Mystiker Angelus Silesius, so erinnert der Sänger des „Nalajiram“, dem die folgenden Verse entnommen sind, bis zu einem gewissen Grade an die Zinzendorf'sche Art, — natürlich nur in der Form. Ich bemerke noch, daß der Schlußrefrain auf die Legende zielt, nach welcher Wischnu (ursprünglich die Sonne, die täglich in drei Absätzen die Erde überschreitet: Aufgang, Zenith, Niedergang) mit drei Schritten das ganze Universum durchmessen hat.

Wiegenlied für den Gott Krischna.

Von Brahma kommt's — das merke fein! —
Dieß allerschönste Wiegelein
Von Gold, Demant und Edelstein!
　Herr, wein dir nicht die Aeuglein naß,
　　　Trala, Trala,
　Du, der die ganze Welt durchmaß,
　　　Trala, Trala.

Der Reiter auf dem mächtgen Stier,
Siva, schenkt dieß Gehänge hier
Mit Perlen und Granaten dir.
　Herr, wein dir nicht die Aeuglein naß,
　　　Trala, Trala,
　Du, der die ganze Welt durchmaß,
　　　Trala, Trala.

Dieß Glockenspiel, holdbrustig Kind,
Deß Füße lichte Lotus sind,
Bringt Indra selbst zum Angebind.
　Herr, wein' dir nicht die Aeuglein naß,
　　　Trala, Trala,
　Du, der die ganze Welt durchmaß,
　　　Trala, Trala.

Der Meeresgott aus brausger Fluth
Schickt Perlen und Korallen gut;
Mit Spänglein auch er karg nicht thut.
Herr, wein' dir nicht die Aeuglein naß,
Trala, Trala,
Du, der die ganze Welt durchmaß,
Trala, Trala.

V.

Kriegerische Poesie.

V. Kriegerische Poesie.

(Aus dem „Purapporul" des Eijenarithen)

Die folgenden Verse sind eine Art Musterverse, herausgegriffen aus einem alten classischen Werke, das von der heroischen Poesie handelt. Das Leben und Treiben der Maraver (vgl. S. 113, 114) liegt als Hauptstoff zu Grunde, so jedoch daß dabei das tamulische Kriegswesen überhaupt zur Geltung kommt. Anfangs lebten die Maraver wahrscheinlich von der Jagd; die Dürftigkeit des Bodens aber, auf dem sie wohnten, führte sie von da wie von selbst zum Raub, und hier ist dann wohl die eigentliche Quelle ihres kriegerischen Charakters zu suchen. Gleich zu Anfang unsres Werkes treten sie denn auch als kühne Raubritter auf:

„Der Fürst sprach: Wie wenn man aus wüthigem Feuer einen Baumstamm reißt, so hole der Bursch mit dem scharfklingigen Schwert die Kuhheerde u. s. w.!" Merkwürdig, noch jetzt geht in dem Nachbarlande der Kaller, die Vieles mit den Maravern gemein haben, ein Volksfest im Schwange, das man als ursprüngliche Uebung für den Heerdenraub anzusehn versucht ist. Es erstreckt sich

über sechs volle Monate hinweg und wird bald in diesem, bald in jenem Dorfe gefeiert. Man bindet nämlich besonders kräftigen Ochsen ein Stück Gold u. s. w. an die bemalten Hörner und macht sie durch Schreien und Trommeln möglichst scheu. Wer nun den wüthigen Ochsen beim Horn zu faßen und mit ihm um die angebundnen Sachen erfolgreich zu ringen im Stande ist, dem wird der Ehren-Titel eines „Wackern" zu Theil Dieß ist das „Ochsen-bandfest" (vgl. meine „Reise nach Ostindien" IV, 180) und der erste Vers ein „Thierkampf" (S. 203) scheint sich darauf zu beziehen.

Männerschlacht.

1.

Der König zieht in die Schlacht.

Wie das Meer aufbraust das gewaltige Heer, von dem Muth, wie vom Winde getragen;
Und dazwischen dann stürmt der Gebieter einher im hoch-hinrollenden Wagen.
Und wie hinten so vorn tanzt teuflische Schaar, das Gefährt, das erglänzende, preisend,
Und wie Schatten bewegt sich umher ihr Maul, fett Mark der Gefallenen speisend.

2.

Der Königin Wehklage.

Auf dem Schlachtfeld liegt, der im Thron sonst saß, hoch selbst von den Feinden gepriesen.

„Mein Gemahl, mein Gemahl!“ wehklaget das Weib mit dem knospenden Lächeln, dem süßen.
Und sie preßt an das Herz des Gemahls Schlacht-Kranz, hinwelkend dabei wie die Blume,
Und umfaßt dann die Brust, die von Pfeilen durchglüht und bedeckt ist von himmlischem Ruhme.

3.

Todesweihe.

Und nun opfert der Held mit dem Fußring dort und dem Kranz voll summender Bienen
Und voll träufelnden Honigs sein Leben hin, um im Himmel dem König zu dienen;
Er opfert es hin in dem lohenden Brand, den die Schwerter der Männerschlacht schüren;
Seine Ehr' ist das Holz, und der Muth ist das Oel, solch Opfer zu Ende zu führen.

4.

Heldentod.

Wie der mächtige Leu dort im wilden Gebirg, deß Aug' sonst königlich grollte,
Seinen Geist aufgab, der Bewegung baar, als ein Felsblock über ihn rollte:
So der Held mit dem Schwert voll blutigen Roths, der das Leben des Ilfen verkürzte
Mit dem winzigen Aug' und der mächtigen „Hand“, und dann unter den stürzenden stürzte.

5.

Selbstverbrennung der königlichen Frauen.

All die Könige schon mit dem mächtigen Schwert — auf dem Schlachtfeld sind sie gefallen,
In dem dichtsten Gedräng mit dem riesigen Arm am gewaltigsten stemmend von allen.
Und die Welt rings weint, und es stürzen die Fraun sich all in die röthlichen Gluten,
Und noch immer nicht satt ist der Todesgott — o wie hart! — vom Schlachten und Bluten.

Thier-Kampf.

Stier und Mensch.

Als die Unsrigen heut losließen den Stier bei der Trommel verwirrendem Brausen
Und dem Brüllen der Stier' in den Gassen, den Fraun mit den blühenden Kränzen zum Grausen:
Da erschien auf dem Plan auch der Fürst, der den Schirm berggleich streckt über die Lande,
Und er reckte den Arm und er faßte den Stier; den wildrennenden schlug er in Bande.

Hahn und Hahn.

Sie erkiesten den Hahn nach der Regel der Kunst; kunstmäßig lernt' er das Kämpfen;
Und dann ließen sie ihn an die Front hinaus, und sein Muth nun läßt sich nicht dämpfen.
Denn den Rücken des Feinds schon hat er gesehn, und doch wieder von selber anrennt er.
Wie er springt und sich wirft und sich duckt und sich hebt! und inzwischen im Zorn entbrennt er.



Widder und Roß.

Zu dem Kampf antritt mit dem stattlichen Roß der gewaltige Widder, der schöne,
Und er zischt voll Grimm, und das Roß stolz stampft und es schüttelt die fliegende Mähne
Und er rennt mit dem Roß und er kämpft und er rennt in dem zugemessenen Raume,
Und er wankt nicht und weicht nicht, zur Seit' ihm stets, und er leckt sich das Maul mit dem Schaume.

Elephant und Elephant.

Da der Ilf mit der Jack — und erhobener „Hand", um die Nahrung zum Munde zu führen, —
Hat gewonnen die Schlacht, die der andr' ihm bot; doch der ist groß im Verlieren;
Denn zerbräch' er den Pfahl, denn zerriß' er den Strick, dann die Flucht leicht ging' ihm von statten;
Doch der stolze verschmäht's, und er steht still hin, und grollt mit dem eigenen Schatten.

VI.

Die indische Baumwelt.

VI. Die indische Baumwelt.

Fünf Bäume thun sich in Ostindien besonders hervor: die Banane, welche die Tamulen „Segensfruchtbaum" nennen, die Muhamedaner gar ins Paradies versetzen; die Kokos, die den Meeresstrand liebt; die Palmyra, die gern auf Höhen wächst und bei jedem Windhauch mit ihrer steifen Blätterkrone so rasselt, daß die Tamulen sprichwörtlich sagen: Wird sich denn der Fuchs, der unter einer Palmyra wohnt, vor Blättergerassel fürchten? weiter die auf der Westküste oft von der epheuartigen Pfefferrebe umrankte sehr schlanke Areka, die den stets Betel kauenden Hindu mit den dazu nöthigen Nüssen dienstfertig versorgt; endlich der Banianenbaum, der, wenn er nicht daran gehindert wird, sich immer weiter und weiter ausbreitet, indem die einzelnen Aeste sogenannte Luftwurzeln senken, diese Senker aber mit der Zeit zu stützenden Stämmen werden. Die Früchte des Letzteren kommen hauptsächlich den Affen zu gute, die sich in manchen Gegenden oft familienweise auf den schattigen Aesten und Zweigen dieses Riesenbaumes tummeln und an ihm einen vielstöckigen Palast haben.

1. Die Banane.

Banane!

Mein Liebling mit den langen sammtnen Blättern,
Der Sanft- und Langmuth Bild in Sturm und Wettern.

Banane!

Mein Liebling mit der würzereichen Traube,
Würdig zu stehn in Edens schönster Laube.

Banane!

Mein Liebling mit dem fruchtgebeugten Haupte.
Hier säh' er sie, wer nicht an Demuth glaubte.

Banane!

Du Segenspenderin ohn' alle Pflege,
Daß doch der Mensch dir gliche aller Wege!

2. Die Kokos.

Banane lieb' ich, Kokos! dich verehr' ich.
Du bist die Fürstin unter allen Bäumen,
Die ich gesehn im Wachen und im Träumen.

Sternkronige, du thronst am Meer gern, hör' ich,
Was Fürstin zieht zum Meer dich hin? Ich ahn' es
Du liebst den großen Herrn des Oceanes.

Oft denk ich noch an dich, und daran zehr ich,
Wenn Schnee aufs letzte Grün fällt unsrer Tannen,
Die deiner Grazie etwas abgewannen.

Im Abendwind das Meer dann flüstern hör' ich
Und seh dich schüchtern zwar, doch zärtlich nicken.
Soll das des Meeres Fürsten nicht entzücken?

---

3. Die Areka.

Und wem, Areka, soll ich dich denn gleichen?
Du bist von allen Palmen die Gazelle.
Die wird nicht bös, daß ich dich zu ihr stelle.

Soll ich noch einen andern Titel reichen?
Die hohe Frau ist Kokos, du die schlanke
Jungfrau im Schmuck der zarten Pfefferranke.

Ich kann noch nicht von deinem Lobe schweigen:
Du bist ein schuldlos Kind voll froher Mienen
Und stehst da wie geschürzt, im Haus zu dienen.

---

4. Die Palmyra.

„Palmkönigin“ Palmyra! hör' ich, heißt du.
Und das, an deiner Steife merkt mans, weißt du:
Du steigst gern hoch und um den Hügel kreist du.

Ich lieb dich auch, doch nicht bis zum Entzücken,
Und ich verehr dich auch, nur nicht zum Bücken:
Denn du gefällst mir nicht in allen Stücken.

Banane, wenn der Wind streicht, athmet leise,
Und Kokos lispelt anmuthsvoller Weise;
Hoffst du, daß ich dein tolles Rasseln preise?

Doch Eines muß ich königlich doch nennen:
Du spendest Wein her bei des Tages Brennen
Und labst die Wandrer, die nicht weiter können.

---

5. Die Baniane

Baniane!

„Komm her“! rufst du dem Wandrer zu, dem matten,
„Palmyra reicht den Wein, ich geb dir Schatten.“

Baniane!

Du sorgst auch für der Aefflein Noth und Blöße.
Waldriese, wiß! So machts die wahre Größe.

Baniane!

Vernehmlich sprichst du zu dem ind'schen Denker!
„Stützt Euch einander, wie mich meine Senker!“

Baniane!

Was mir am besten wohl an dir gefallen? —
Die hohen weiten schatt'gen Domes-Hallen.

Baniane!

Du baust dem Schöpfer lang schon würd'ge Tempel
Dem Volk von Djambu-Dwipa zum Exempel.

VII.

Christliche Ausklänge.

1. Der wahre Osten.

(Weihnachten 1860.)

Oft denk' ich unter Palmen mich an kühler Meeresschwelle hin
Und speise mit Ambrosia alter Erinnerung meinen Sinn.

Die Sehnsucht nach dem Osten schwellt dann allgemach mein welk Gemüth
So wie der Wind, der wachsende, das Segel straff und straffer zieht.

Doch ach der wahre Osten liegt in diesen untern Zonen nicht;
Auch nicht in jenem Land, woher heut „Zions schöner Glanz" anbricht.

Jerusalem, du oberes, du allerhöchst gebaute Stadt,
Wohin der „Aufgang aus der Höh" sich zum Zenith geschwungen hat!

Du bist der wahre Osten, du! und darum neigen nah' und fern
Nach dir die Blumenkelche hin die Pflanzen alle, die vom Herrn.

Wirf denn den Fittig freier noch, o Schwan der Sehnsucht! in die Höh,
Der so unruhig=ruhig kreist auf meines Herzens tiefem See.

Ein Schimmer von da oben fällt in mein nach Osten krankes Herz.
O Schwan der Sehnsucht, hebe dich und schwebe himmel=heimathwärts!

---

2. Die Weihnachts-Rose als die wahre Ost-Rose (Micha 4, 8.)

(Weihnachten 1859.)

Von einer Rose sing' ich heut', die unter Dornen blühte,
Sie selber ohne jeden Dorn in ihrer Wundergüte.

Micha davon gesaget hat, als er die Zukunft schaute,
Wo jeder Spieß zur Sichel wird, die Kriegstrompete Laute.

Nun höret die Geschichte an von dieser Wunderrose,
Die jedes Jahr aufs neu erblüht lang vor dem Lenzgekose.

Erst sprießen aus dem Winterschnee dicht vor des Kirchjahrs Thüren
Schneeglöckchen auf. Kennst du sie nicht? Sie kommen stets zu vieren.

Dann schießt die Wunderros' empor als wie aus dürrem Boden,
Die sieht erst weiß wie Unschuld aus, und rein ganz ist ihr Oden.

Um Ostern aber färbt sie sich so roth als wie von Blute.
Erschrick darüber nicht! Sie thut das Alles dir zu gute.

Nun kommt die Himmelfahrt heran, da wird das Blut zu Golde,
Und nun zieht ihre ganze Pracht sie an — die wunderholde.

Zu Pfingsten endlich strömt sie aus all' ihre süßen Düfte,
Die spielen bis ans End' der Welt die sanfterregten Lüfte.

O Ostens wahre Rose du, nun düft' aus bis nach Indien
Und überduft' in jedem Schrein den Weihrauchsduft, den sünd'gen

Und du, mein Herz, erlabe dich und lob' auch ihre Güte!
Du bist der Dornen einer auch, darunter sie einst blühte.

3. Des Englischen Bischofs Heber in Indien „Missionslied“.

(Aus dem Englischen.)

Von Grönlands eis'gen Felsen,
Indiens Corallenstrand,
Und wo Hams Flüsse wälzen,
Die sonn'gen, goldnen Sand,
Von manchem Strom der Alten,
Aus manchem Palmenhain
Her ruft's: „Von Wahns Gewalten
Kommt unser Land zu frei'n!“

Weich über Ceylons Rücken
Der Wind voll Würzen weht;
Wohin Du schaust Entzücken;
Und nur der Mensch ist schnöd'!
Gott streut auf Höhn und Gründe
Viel Gaben, gut und fein;
Der Heide beugt, der blinde,
Vor Holz sich doch und Stein.

Wir, denen Morgen-Klarheit
Das Himmelswort gebracht,
Schulden das Licht der Wahrheit
Den Brüdern in der Nacht.
„Ein Heiland! o ein Heiland!"
Posaunt es hier und dort,
Bis auch das fernste Eiland
Gelernt dieß Wonnewort.

Rollt, Fluten, rollt es weiter,
Wehts fort, ihr Winde, weht!
Bis Ein Lichtmeer, stets breiter,
Von Pol zu Pole geht;
Bis die erlösten Kinder
— Als Schöpfer, König, Hirt —
Das Lamm, erwürgt für Sünder,
Zu weiden kommen wird.

---

4. Sarah Judson an ihren Gemahl, amerikanischen Missionar in Hinterindien.

(Als sie auf einem der birmahnischen Küste benachbarten Inselchen von ihm Abschied nahm, um mit ihren Kindern auf Jahre heimzureisen).

(Aus dem Englischen)

Dieß grünende Eiland trennt uns, Lieb,
Du kehrst dich zum östlichen Strand,
Ich folge der sinkenden Sonne, Lieb;
Wann reichst du mir wieder die Hand?

Um dich mein Herz ist so traurig, Lieb,
Dein Weg, o wie einsamlich!
Du wirst ihn mit Thränen bestreuen, Lieb,
Um die Kinder dein — und um mich.

Deiner Tochter musikalischen Laut
Sollst du missen manch Jahr und Tag;

Deiner Knaben Jauchzen, dem Ohr so traut, —
Du lauschest umsonst danach.

Als wir knieten bei unsrem Heinrich, Lieb,
Und sogen sein letztes Ach ein:
Da wischten das Aug wir einander, Lieb,
Nun weint bald Jedes allein.

Meine Thränen jagen einander, Lieb,
Wie kann ich dir sagen Adieu?
Doch geh nur — dein Gott sei mit dir, Lieb,
Und lösche dein flammendes Weh.

Mein Geist hängt an dem Deinen allweg,
Deine Seel in meiner ruht:
So halten wir denn oft süßes Gespräch
Weit über die dunkle Flut.

Und wer kann malen die Seelenlust,
Ist all unser Wandern zu End
Und wir beide heften an unsre Brust
Drei Kinder an Birmah's Geländ.

Doch höher wird unser Entzücken, Lieb,
Aufglühn im himmlischen Port,

Wenn die lieben Geschiednen von hinnen, Lieb,
Für immer sich treffen dort.

So gürt' denn an deine Rüstung, Lieb,
Und werde nicht zag auf dem Weg,
Bis daß Buddha fällt und ganz Birmah, Lieb,
Dem Messias zu Füßen sich leg!

---

5. Dieselbe an ihre Mutter in Amerika.

(Aus dem Englischen)

Mein Haupt auf deinen Knien, Mutter!
Laß mich sitzen so wie früh'r.
Oft sah die Scen' ich wechseln, seit
Ich letzt so saß bei Dir.
In Deine Augen laß mich sehn!
Wie ein Schimmer von Heiligkeit
Ihr sanftes, süßes, liebes Licht
Fällt auf das Herz mir heut.

Die Sonne kam nicht oft, Mutter!
Nicht oft die Sonne ging,
Seitdem mein Mund auf den Wangen dein
Die Zähren mit Kuß empfing.
Es ist eine kurze Zeit, ich weiß,
Mir scheints gar lange Weil,
Obschon ich jede Nacht im Traum:
Liebe Mutter, zu dir eil!

Sehr freundlich ist die Welt, Mutter!
Deinem Kind, das Du so liebst.
Weil Du mit Gebet den Pfad umringst
Und heiligen Zauber übst.
Der macht den Weg mir so wunderlicht,
Und Rosen streut er auch
Rings um mich her, und mit Balsam würzt
Er für mich jeglichen Hauch.

Ich hab' ein glücklich Herz, Mutter!
Keins schlug in hellerer Lust,
Und schon brechen neue Knospen auf
Zu meinen Füßen just.
Mag sein, die Welt ist ein Traum, doch wenn
Solche Träume uns hier erfreun,
Wo wir noch am Portale stehn:
Was wird dort die Wirklichkeit sein?

Ich hab' ein glücklich Herz, Mutter!
Doch jeder liebende Blick,
Jeder süße Laut, jed holdes Wort
Bringt mir dein Bild zurück.
Die Thräne, die mein Geist dann weint,
Füllt das Aug' mir unbewußt,

Und wie ein heimlos Täubchen gern
Möcht' ich fliegen an Deine Brust.

Dann bin ich traurig sehr, Mutter!
Sehr traurig und allein,
Kein Herz, das mir, wie Deins, erschleußt
Die innersten Falten sein;
Manch sonnig Lächeln auf Blumen=Mund
Voll zarten Lautes webt:
Doch tausendmal theurer ist Ein Blick,
Von Deiner Liebe belebt.

So preß mich an Dein Herz, Mutter!
Recht fest; ich fühlt' es so gern
Noch eiumal schlagen am meinigen,
Eh' zwischen uns tritt die Fern.
Und bin ich fort, so komm noch oft
An mein liebedurchleuchtetes Herz
Und blicke — Du kannst es zu oft nicht thun —
Für dein liebes Kind himmelwärts.

Zum Schluß.

Farewell to Cotah-Hall on the Nilagiris in India.

Farewell, green vallies and ye smooth-faced hills,
With all your silent groves and noisy rills!

How sweet your smiles, while back to you we look;
Most sweetly sings your bird and talks your brook.

O hide your smiles — we can no longer stay —
And all your charms, till we are far away.

But round the hall, in which we felt so blest,
Sing all ye birds! the sweetest tune, the best.

